

Il 805





B r i e f e

34

Beförderung der Humanität.

---

Preis

18

Beschreibung der Dammstädte

17

Verzeichnis der Dammstädte

Verzeichnisse

von

J. G. D. E. R. S.

Erste Sammlung

1752

bei Johann Friedrich Damm

# Briefe

zu

Beförderung der Humanität.

---

herausgegeben

von

~~J. G. Herder.~~

Sechste Sammlung.

Riga, 1795.

bei Johann Friedrich Hartknoch.

211118

Bibliothek der Gymnasien

der Gymnasien Sammlung



Wie die Geschichte auch eine  
Schule der Gegenwart ist. Vom  
Kampf um die deutsche Sprache  
in der Gegenwart

5742

et. Vom Kampf um die deutsche  
Sprache in der Gegenwart



der Sprache in der Gegenwart  
von

7447

der Charakter der Gegenwart  
ist. Vom Kampf um die deutsche  
Sprache in der Gegenwart  
in der Gegenwart

21

---

## Inhalt

der sechsten Sammlung.

---

- Br. 63. Wie die Griechische Kunst eine Schule der Humanität sei. Vom Werthe rein dargestellter Gedankenformen. S. 1
- 64. Vom bedeutenden Ideal der Kindheit, und des jugendlichen Alters in beiderlei Geschlechtern. Von ihrer Sprache zum menschlichen Herzen. S. 9
- 65. Charaktere ihrer Heldengestalten. Herkules. Laokoon. Castor und Pollux. Verdienst der Griechen in Darstellung dieser Ideen und Ideale. S. 22

- Nr. 66. Götterformen. Bacchus, Ariadne.  
 Apollo, Diana. Merkur. Aphro-  
 dite. Vesta. Von verschiednen  
 Classen menschlicher Charaktere. S. 38
- 67. Mars. Vulcan. Ceres. Pallas.  
 Juno. Zeus. Verschiedener Ge-  
 brauch und Untersuchung der My-  
 thologie in verschiedener Absicht. S. 51
- 68. Einwendungen dagegen. S. 61
- 69. Beantwortung derselben. Von Fau-  
 nen, Satyren, Centauren, Mas-  
 fen, Ungeheuern in der Kunst.  
 Werth dieser Unterscheidungen für  
 die sittliche Menschheit. S. 63
- 70. Ob die Griechen künftigen Jahr-  
 hunderten Alles vorweggenommen  
 haben. Charakter der heiligen  
 Jungfrau. Andre christliche Ideen. S. 72
- 71. Was uns die Griechische Kunst  
 soll. Vom Werth einer glückli-  
 chen Bildung. Von unsern Klei-  
 dungen, unsern Stellungen, un-  
 serm Beisammenseyn, verglichen

mit Vorstellungen der Griechischen  
Kunst. Charakter der Angelika  
Kaufmann. S. 81

Br. 72. Von einer Formlosen Güte und  
Wahrheit. S. 94

— 73. Daß es eine solche für uns schwer-  
lich gebe. Vom höchsten Anstän-  
digen oder Geziemenden der  
Menschheit. S. 96

— 74. Stimme der Musen zu Vorstellun-  
gen der Griechischen Kunst. In  
Ansehung der Mutterliebe. S. 106

— 75. In Ansehung der Kindes- und Jüng-  
lingsjahre, andrer freundschaftli-  
chen Bande, der Erziehung und  
Virtuosität des Lebens. S. 117

— 76. In Ansehung der Unformen, der  
Gefellung verschiedener Vorstellun-  
gen der Allegorie. Von der christ-  
lichen Grazie. Raphaels und an-  
drer Verdienst. Schluß dieser Ma-  
terie. S. 120

- Br. 77. Von Hommien eines Bürgers.  
 Von bürgerlichen Tugenden. Von  
 praktischer sittlicher Aufklärung,  
 d. i. Volkserziehung. S. 133
- 78. Homer und Montesquieu.  
 Von öffentlichen Sitten. Vom  
 Gemeingeist. Vom Gemeingeist der  
 Naturforschung. S. 134
- 79. Von den vier Facultäten. Nat. t.  
 Von der Encyclopädie. Einfüh-  
 rung einer neuen Muse. Problem  
 des Fortganges der Humanität. S. 163
- 80. Von der Freiheit des Geistes und  
 Handels. Andenken an einige ver-  
 diente Männer. Denkmahl, dem  
 Verfasser der Bonhommien ge-  
 widmet. S. 184
-

Auch die Griechische Kunst ist eine Schule der Humanität; unglücklich ist, wer sie anders betrachtet.

Als die Natur, die sich in allen ihren Hervorbringungen einwohnend und lebendig offenbaret, auf unsrer Erde zur höchsten Höhe ihrer Wirkung stieg, erfand sie das Geschöpf, das Mensch heißt, in dessen Gliederbau sie alle Regeln der Vollkommenheit, nach denen sie in ihren andern Werken, Theilweise und zerstreuet, mit ungeheurer Kraft und unübersehlichem

Reichthum gearbeitet hatte, im kleinsten  
 Raum, im wirksamsten Leben zusammen-  
 drängte. In Kräfte, die sie in andern Ele-  
 menten, dem Wasser, der Luft, oder auch  
 auf der Erde in großen Organen auszu-  
 bilden sich Zeit und Raum nahm, deutete  
 sie im Menschen oft nur an, ordnete aber  
 alle diese Millionen Kräfte und Gefühls-  
 arten in ihm so künstlich, so harmonisch  
 zusammen, daß er nicht nur als ein In-  
 begriff aller dieser Fühlbarkeiten  
 unserer Erde, (wenn mir der Ausdruck  
 erlaubt ist) sondern auch als ein Gott da-  
 stehet, der diese in ihr zusammengedräng-  
 te, in seiner Natur begriffene Gefühle  
 selbst zusammenstellt, schäset und ordnet.  
 Die ganze Natur verkennet sich in ihm,  
 wie in einem lebendigen Spiegel; sie sie-  
 het durch sein Auge, denkt hinter seiner  
 Stirn, fühlet in seiner Brust, und wirkt

und schaffet mit seinen Händen. Das  
höchste = ästhetische Geschöpf der Erde  
mußte also auch ein nachahmendes, ord-  
nendes, darstellendes, ein poetisches und  
politisches Geschöpf werden. Denn da  
seine Natur selbst gleichsam die höchste  
Kunst der großen Natur ist, die in ihm  
nach der höchsten Wirkung strebet; so muß-  
te diese sich in der Menschheit offenbaren.  
Der Bildner unsrer Gedanken, unsrer Sit-  
ten, unsrer Verfassung, ist ein Künstler;  
sollte also, da Kunst der Inbegriff und  
Zweck unsrer Natur ist, die Kunst, die  
sich mit dem Gebilde des Menschen  
und allen ihm einwohnenden Kräf-  
ten darstellend beschäftigt, für die Mensch-  
heit von keinem Werth seyn? und  
Von einem sehr hohen Werthe. Sie  
hat nicht nur Gedanken, sondern Gedan-  
kenformen, ewige Charaktere sicht-

bar gemacht, die mit solcher Energie weder Sprache noch Musik, noch irgend eine andre Bemühung der Menschen ausdrücken konnte. Diese Formen ordnete, reinigte sie, und stellte sie selbst in deutlichen, ewigen Begriffen dem Auge jedes Sehenden für alle Zeiten dar, in welchen sich Menschheit in diesen Formen genießt und fühlet, in welchen Menschheit nach diesen Formen wirkt. Sie giebt uns also nicht nur eine sichtbare Logik und Metaphysik unsres Geschlechts in seinen vornehmsten Gestalten, nach Altern, Sinnesarten, Neigungen und Trieben; sondern indem sie diese mit Sinn und Wahl darstellt, ruft sie als eine zweite Schöpferin uns schweigend zu: „blicke in diesen Spiegel, o Mensch; Das soll und kann dein Geschlecht seyn. So hat sich die Natur in ihm mit Würde und Einfalt, mit Sinn

und Liebe geoffenbaret. Also erscheint das Göttliche in deinem Gebilde; anders kann es nicht erscheinen.,,

Auf diesem Wege gingen die Griechen; zu dieser Idee arbeiteten sie hin. Ohne ihre Kunst würden wir manche Gedanken ihrer Dichter und Weisen nicht verstehen; als öde Worte schwebeten sie vor uns vorüber. Nun hat sie die Kunst sichtbar gemacht, und damit auch den ganzen Geist der Composition ihrer Schriften, den Zweck ihrer Sittenformung und was sie sonst unterscheidet, in anschaulichen Bildern dem menschlichen Verstande vorgestellt; kurz, anschauliche Kategorien der Menschheit gegründet. Davon verstanden nun freilich jene Barbaren nichts, die in einem Basalt-Kopfe Jupiters nichts als den schwarzen Kopf eines Satans, im schönen Apollo einen

wahr sagenden bösen Geist, und in der  
 himmlischen Aphrodite eine unzuchtige  
 Dirne zerstörten. Der einzige Begriff,  
 daß alle diese Kunstwerke Gegenstände der  
 Abgötterei, Behausungen Drakelgebender,  
 Lustverführender, böser Dämonen seyn;  
 hing wie ein schwarzer Nebel vor ihren  
 Augen, daß sie den wahren Dämon, das  
 Ideal der Menschenbildung in ih-  
 ren reinsten Formen nicht zu erkenn-  
 nen vermochten. Auch Keinem von denen  
 wird er sichtbar, die in der Statue nur  
 die Statue, in der Gemme den Edelstein  
 und in Allem nur Pracht, Zierrath, her-  
 kömmlichen Geschmack, oder Alterthums-  
 und mechanische Kunstkenntnisse suchen.  
 Am weitesten entfernt davon eine falsche  
 und enge Theorie, die sich gegen jede  
 Neußerung und Offenbarung des Men-  
 schenfreundlichen, Wahrheit darstellenden

Gottes hinter Vorlarven mit reinem kaltem  
 Stolz brüftet. Zu uns wird der Dämon  
 der Menschennatur aus den  
 Werken der Griechen rein und verständlich  
 sprechen können: denn wir werden ihn  
 mitfühlend, sympathetisch hören. Schwär-  
 merei und Begeisterung können uns hier  
 nicht helfen, wo es auf helle Begriffe über  
 die Frage ankommt: „wie zeigt sich der  
 Genius der Menschheit? auf wie  
 verschiedene Art in Hauptformen?  
 welches sind unter diesen die höchsten  
 Punkte, gleichsam die consonan-  
 ten Stellen der gespannten Saiten-  
 te, in welchen Harmonie tönet?“  
 Hätten Sie Lust mit mir unter diesen  
 Himmel glänzender Sternbilder zu treten?  
 Nur aus einem tiefen Thale kann ich von  
 fern auf sie weisen; dennoch aber wird sich

Ihr Geist beflügeln, daß Sie ausrufen:  
„Siehe da den hellen Zodiacus der sichtbar gewordenen bedeutenden Menschheit.“

64.

Die erste Kindheit als ein noch unreifes Gewächß der Natur haben die Griechen seltner gebildet. Herkules an der Brust der hohen Juno ist die einzige, mir erinnerliche Darstellung eines Säuglings, obgleich mehrere Kinder in Armett zart getragen werden. Sey es, daß sie diese süße Pflicht der Mutter zu den Geheimnissen der häuslichen Kammer rechneten, die nicht jedem Blick offen stehen mußte, oder daß sie solchen Geheimnissen lieber das Gebiet der Malerei anwiesen, indem diese eine Mutter und ihr Kind durch

Blick und Liebe so viel sanfter in Eins zu verschmelzen weiß; genug, das bloße Bedürfnis eines bedürftigen Wesens gehen sie bildend weniger dem Auge Preis. Die schönen Kinder, die die griechische Kunst schuf, waren schon in Spielen begriffen; in Neckereien mancher Art, am liebsten mit einem sanften Thier, einem Vogel, mit einem Neste von Vögeln, oder mit Früchten. Diese Vorstellung setzt uns jedesmal in das Leben der Kinder, in die unschuldigen Vergnügungen der Kindesjahre. Ihre Natur athmet die volle Gesundheit, die offene Fröhlichkeit, die uns Kinder so lieb macht.

Die höchste Idee aller Kinder — was konnte sie also seyn? Im Himmel und auf Erden nichts anders als Eros, Amor, Unschuld und Liebe. Sind Kinder nicht sichtbargewordene Darstellungen

gen eines Moments der Liebe, in dem sie ihr Wesen empfangen? und in welche Gestalt konnten die mancherlei Spiele und Neckereien, die Vergnügen und Unbesonnenheiten, die uns die Liebe spielt, die wir ihr unschuldig spielen, besser gekleidet werden, als in die Gestalt des Kindes oder Knaben Amors? Bei den Dichtern, insonderheit des Idylls oder der Fröhlichkeit und Freude hatte er so viele Scherze begonnen; er begann sie auch in der Kunst, und aus manchen Vorstellungen derselben wäre noch viel Niedliches zu dichten. Seine Geschichte mit der Psyche ist der vielseitigste, zar- teste Roman, der je gedacht ward, über den schwerlich etwas Höheres auszudenken seyn möchte; auch seine Tändeleien mit der Mutter und mit andern Göttern sind voll Grazie und Schönheit. Setzt man

nun hinzu, daß die meisten dieser Spiele Amors und seiner Gefellen, die man Liebesgötter oder kindliche Genien zu nennen pflegt, nur zur Verzierung, auf schmalen Basreliefs, wo ihnen der Ort ihre Kleinheit erlaubte, ja solche nöthig machte, oder auf geschnittenen Steinen, Siegelringen und sonst an Plätzen oder Plätzchen vorkommen, an denen diese Tändeleien ein angenehmes Mehr als Nichts waren; so tritt Amor mit seinen Brüdern gerade in das Licht, in welchem er auf der Tafel der Menschheit zu stehen verdienet. Der kleine Gott der Götter wird ein Amulet der Brust oder ein angenehmes Nebenwerk, das sich hie und da einschleicht, das man immer gerne siehet, und den man zum verschwiegenen Boten lieber als den Boten der Götter selbst brauchet. Außerdem aber war Amor nicht ein Kind;

ein schöner Genius war er, und Hymnen sein Bruder.

Hiemit komme ich zu Euch, Ihr Genien der Jünglingschaft, schönste Blüthe des menschlichen Lebens. Was Winkelmann von Euch in seinen schönen Träumen gedichtet hat, ist kein Traum; auch der Name Genius, den man euch gegeben, ist ein treffender Name: denn welcher holderen Idee könnte man am Geburtstag seines Daseyns opfern? So dachte sich die Natur ihre schönsten Kinder, Engel in Menschengestalt oder vielmehr Menschen, aus deren Gestalt man den Engel abzog. Süße Ruhe, holde Einfalt, ein nüchternes In sich gefehrt seyn, dem das Leben selbst noch wie ein Traum der Morgenröthe vorschwebet, die unbefleckte Rose der Jugend, die noch von keinem Sturm gebrochen, von

keiner Mittagssonne versengt ist, o wie liebe ich euch, ihr zarten Sprossen der Menschheit und ehre mich, daß ich euch liebe. Ein Blick auf dich, du Vatikanischer oder Borghesischer Genius, vernichtet die Verläumdungen, die man über die Liebe zu Jünglingen den edelsten Griechen gemacht hat; wie rein war die Idee, in welcher diese Geschöpfe, die Blüthe der Menschheit, gedacht und gebildet wurden.

Es haben Einige ein Trauriges, einen düstern Zug an diesen Genien bemerken wollen; sie haben aber, wie mich dünkt, Zeiten und Gattungen verwirret. Die Antinous haben freilich einen düstern Zug, wie sie auch, ihrem Urbilde nach, haben sollten; so wie überhaupt die Kunst zu Hadrians Zeiten schon sehr repräsentirt, und aus sich selbst heraustritt

Aber jene Genien einer ächten Gattung  
 sind in sich gesenkt, als ob keine Welt um  
 sie wäre, und fühlen sich im leisesten  
 Selbstgenusse zufrieden. Die Idee der  
 Traurigkeit, die wir in sie legen, kommt  
 wahrscheinlich von uns selbst her; wir  
 empfinden ihre Blüthe nämlich auf so zar-  
 ter Sprosse, daß uns, mitten im Genus,  
 der Unbestand derselben zu schmerzen an-  
 fängt. Wir, zumal fremde Nordländer,  
 fühlen, der zarte Ton verhalte, die Rosen-  
 knospe entwickle sich und erkerbe. Das  
 sollten wir indes nicht fühlen, vielmehr  
 dem Schöpfer der Natur danken, daß er  
 uns eine solche Blüthe menschlichen Da-  
 seyns zeigte. Was Anakreon und die  
 Anthologen, was Sappho, Platon,  
 und wenn er noch vorhanden wäre, Sby-  
 fus von schönen Jünglingen gedichtet und  
 gesungen haben, bliebe uns ohne diese

sichtbargewordene Ideen vielleicht ein leerer Hall, an den wir kein Bild heften könnten; jetzt überzeugt uns das Auge von der Wesenheit jener lieblichen Träume und bestimmt sie uns in Bildern.

Das männliche Geschlecht ging in der Kunst der Griechen dem weiblichen vor; doch ward auch diesem sein reicher Antheil an der Kunst nicht versaget. Nymphen, Grazien, Horen, ja die Parcen, Furien und Medusa selbst empfangen ihr Antheil an dieser Blüthe jungfräulicher Jugendschönheit. Warum bist du von Herkules Knieen entrückt, du Göttin mit der Schale ewiger Jugend, blühende Hebe? Ihr Horen um Jupiters Haupt, ihr Schwester = Grazien, die ihr, in untrennbarer Liebe verschlungen, am Kephisusstrom eure ewigen Tänze feiert; warum erscheinet ihr uns in Nachbildern,  
die

die uns nur eure Idee gewähren? In-  
dessen haben wir Figuren des Alterthums  
genug, um den Begriff der weiblichen Ju-  
gendschöne aus ihnen zu schöpfen.

Und Ihr heiligen Musen, vor al-  
len du, hochaufsteigende Melpomene,  
mit deinem Antlitz voll edlen Unmuths,  
und hoher Würde; so oft ich bei euch,  
(ungleich an Kunst, wie ihr dastehet) im  
vatikanischen Tempel war, dünkte ich mich,  
zwar nicht auf dem Parnas zu seyn und  
eures begeisterten Führers Apollo Stim-  
me zu hören; aber in der Gesellschaft rei-  
ner Wesen fand ich mich, deren Jede  
uns mit ihrer Bildung, mit ihrem Anstan-  
de, ihrer Aufmerksamkeit und Gebehrde  
mehr sagt, was Dichtkunst, Musik,  
Wissenschaft und Muse des Lebens  
sei, als eine Encyclopädie uns sagen  
könnte. Ihr kehrt den Blick gewaltig in

Sechste Samml.



uns, und macht uns sehen, euren Namen nur auszusprechen, oder den Saum eures Gewandes zu berühren. Im Kapitolium rupft die Muse der Sirene mit Schmerzen Flügel; und in mehreren Darstellungen wird Marsyas dem Apoll ein gräßliches Opfer.

Wenn die griechische Kunst der weiblichen Jugend Grazientanz, fröhlichen Leichtsinn, oder Schüchternheit, Spröde, endlich jenen noch ungebändigsten Stolz zum Charakter gab, den mehrere griechische Dichter in Worten charakterisirt haben: so sei es erlaubt, mich von ihnen zu einer unglücklichen Familie zu wenden, die für mich in ihrem heiligen Styl die hohe Tragödie der Kunst ist, Niobe mit ihren Kindern. Ich will sie mit Worten nicht entweihen; aber einige Töchter und einige Söhne ma-

chen einen so reinen und tiefen Eindruck, daß jeder Vater, jede Mutter wünschen müßte, Kinder ihrer Art zu erzeugen, jede Braut und jeder Bräutigam, sich in diesem Geschlecht zu verloben. In dem Zimmer zu Florenz, wo ich mich mit den Eingekerkerten einschloß, kamen mir alle Unglücksfälle vor Augen, die je auf Erden eine Schuldlose schöne Familie betroffen haben möchten; statt aller stand sie mir da, im Mutter- und Jugendschmerz eine heilige Krone. —

Soll ich nach ihr alle Scenen durchgehn, wo Empfindungen der Bruder- und Schwester- der Freundes- und Gattenliebe in stummen Bildern rührend dastehn? Nie bin ich, ihr schönen Jünglinge, die man Orest und Pylaides nennet; nie von euch, ihr süßen Vertrauten, die man als Hippolytus und

Phädra fälschlich anklagt, nie von so mancher andern Gruppe, da sich auf dem Grabsteine noch, (das Kind in ihrer Mitte,) liebende Hände den Bund der ewigen Treue schwören, weggegangen, ohne daß mein Herz durch die Innigkeit der Gefühle, die aus diesen Gebilden sprachen, innig erweicht war. Ich war in einer andern Welt gewesen, und sprach zu mir: könntest du mit ihnen leben, und wärest Einer derselben! Der ganze Habitus der Menschheit, wäre er in Unschuld, Liebe und Einfachheit noch nach diesem Bilde gebildet! „Solche Gefühle hatten mir zur Aufmerksamkeit auf alles, was diese meine geliebten Menschen anging, auf die Verhältnisse ihrer Glieder, ihren Stand, ihre Gebehrde und Sitte, den Grad der Leidenschaft, dessen sie fähig schienen,

auf ihre Kleidung und ihren Wink das Auge geschärft. Soll ich Ihnen aus dieser stummen Schule der Humanität Einiges noch erzählen? \*)

---

\*) Ich darf voraussetzen, daß den Lesern dieser Briefe die in ihnen angeführten Denkmale der Kunst, wenn nicht in den Urbildern, so doch in Abgüssen, Abdrücken, Zeichnungen, Kupfern, oder aus Beschreibungen z. B. in Winkelmanns Geschichte der Kunst, Stolbergs Reisen u. a. endlich wenigstens aus der Mythologie bekannt sind; ihnen also eine Classification nach der reinsten und höchsten Bedeutung nicht unangenehm seyn werde.

U. d. Z.

65.

Von Menschen komme ich zu Helden-  
und Göttergestalten, ob ich deren  
gleich auch schon einige vorübergehend be-  
rührt habe; wir betrachten sie hier, wie  
sie es auch waren, als reine Formen  
der Menschheit.

Jeder Held erscheint in seinem Cha-  
rakter. Der schöne Kopf, den man den  
Achilles nennt, so wie Ulysses, Ajax  
u. f.; sie zeigen, in welcher hohen Idee  
die Griechen sich jene Helden Homers ge-  
dacht haben. Und hierinn sind sie im ge-

hbrigen Maas des Abstandes von so vielen Köpfen der Dichter, der Dichterin-  
 nen und Weisen nicht verschieden; die meisten  
 davon sind idealisch gebildet, nicht weni-  
 ger als Apollo und die Musen. Eben  
 aber durch diese idealische Form=Er-  
 findung werden sie lehrreich. Man sie-  
 het, wenn das Bild alt und ächt ist,  
 wie die Kunst sich aus dem Inbegrif der  
 Gesänge und Sagen einen Homer, wie  
 sie sich einen Pythagoras und Plato  
 dachte.

Der Held der Helden ist Herkules;  
 er ist es auch in der Kunst, fofern diese  
 ihr Ideal nicht höher hinaufreibt, als  
 daß sie unbezwingbare Stärke, un-  
 erschöpfliche Kräfte, in einem Menschen-  
 körper darzustellen zum Zweck hat. Mit-  
 teltst solcher Glieder hat er seine Thaten  
 gethan und den Olymp erzieget; die Fa-

beln hievon hat die Kunst mit großer  
 Energie ausgebildet. Herkules in mehre-  
 ren seiner Gefahren, insonderheit wie er  
 den Höllenhund bezwingt, gab eine schö-  
 ne Gruppe; und sein Torso, in welchem  
 er von seinen Mühseligkeiten ausruht, ist  
 durch Michael — Angelo der neuern  
 Kunst ein großes Vorbild worden. Köpfe  
 vom jungen Herkules sind von unbeschreib-  
 licher Schönheit; und seine Jole, Om-  
 phale, Dejanira, sind von der Kunst  
 und Dichtkunst sehr wohl gebraucht wor-  
 den. Da indessen die bloße Uebermacht  
 körperlicher Stärke in der menschlichen  
 Natur, noch kein höchstes Ideal giebt;  
 eine wohlthätige Güte aber in Herkules  
 Thaten schwerlich sichtbar gemacht werden  
 könnte: so ging seine Idee gleichsam mit  
 der Zeit nicht mit; er blieb ein Colossus  
 der alten Fabel. Uns zumal dünken seine

riesenhaften Schenkel auch in Glykons Kunstgebilde ungeheuer und Geistlos. Lieber verweilen wir z. B. an Lavfons Bilde. Der heilige Mann, der durch seinen verständigen Rath ein Retter des Vaterlandes werden wollte, und dadurch die feindliche Göttin erzürnte, wird mit seinen geliebten Kindern, die am Altar neben ihm dienen, von ungeheuren Schlangen ergriffen, und mit Jenen zu einer Todesgruppe verschlungen. Sein Arm, seine Brust, seine Seele hat ausgekämpft; das Gesicht gen Himmel gefehrt, athmet er sie aus in einem unermäßlichtiefen, langen Seufzer. Fürchterlich-schöne Gruppe; ein Ideal der Kunst auch für das Gefühl der Menschheit. Meiner kann schwerlich ein Märtyrer gedacht, rührender und zugleich bedeutend schöner im Kreise der Kunst schwerlich vor-

gestellt werden. Die Schlangen verunzieren nichts, und in ihren Banden macht der stumme Seufzer des Leidenden eine Wirkung, die St. Sebastian, Lorenz und Bartholomäus nicht gewähren mögen. Herkules auf dem Berge Deta war zu solchem Zweck nicht bildsam. Zu welcher schrecklichen Sprache könnte der Seufzer Laokoons lautbar gemacht werden, wenn wir ihn, wie den Philoketes auf Lemnos jammern hörten! — Nicht aber Laokoon; Ihr seyd meine Helden der Kunst, Castor und Pollux auf dem Quirinalischen Berge; in Euch lebt mein Pindar. Großes Werk, eines Phidias und Polyklets nicht unwürdig; uns wenigstens ausser Griechenland und nach dessen zerstörten Heiligthümern statt der Werke des Phidias und Polykletus. „Lebten Menschen wie Ihr?“

fragte mein emporflimmender, umwandelnder Blick. „Nein! antwortete der Geist, der euch umschwebet; aber uns dachten, uns bildeten Menschen. Heldenjünglinge, wie wir, waren einst in der Seele vieler junger Männer und Helden. Auch den Dichtern sind wir erschienen; und das Vaterland hat auf uns gerechnet.“ — Lebt wohl, Idole der Menschheit! Das Wetter ziehe euch vorüber und eine freche Faust müsse euch nie berühren — —

Ehe wir höher hinauf steigen, lassen Sie uns auf dieser Höhe des Heldenideals verweilen. Zu den Füßen dieser göttlichen Menschen sitzen wir nieder, die Idee des Weges zu sammeln, den wir zurück gelegt haben.

Die Griechische Kunst kannte, ehrte und liebte die Menschheit im Menschen. Den reinen Begriff von ihr zu

erfassen, hatte sie sich auf vielseitigen,  
 mühsamen Wegen, über schroffen Felsen,  
 durch tiefe Abgründe, mit manchen Ueber-  
 treibungen und Härten unablässig bestre-  
 het, bis dann selbst diese übertreibende Mü-  
 he, die die Wahrheit um so schärfer ver-  
 folgte, nicht anders als zum Gipfel der  
 Kunst führte. In allen Menschenaltern  
 und jeder ihrer merkwürdigsten Situatio-  
 nen in beiden Geschlechtern hatte sie die  
 Blüthe des Lebens gewonnen, die auf  
 solchem Stamme blühet; denn die Grie-  
 chen besaßen noch Einfalt des Geistes,  
 Reinheit des Blickes, Muth und Kraft  
 genug, diese als eine vollstän-  
 dige, durch sich bestehende Idee in ihren  
 Werken darzustellen und zu vollenden. Im  
 Kinde dachten und bildeten sie die Kind-  
 heit, im Jünglinge den Frühling des Le-  
 bens, im Manne den Göttersohn voll

Selbstgenusses in Kraft und Würde. An dieser Heldenidee nahm auch das weibliche Geschlecht Theil, wie jene schönen Bilder der Amazonen zeigen, deren manche im Geist eine Schwester des Castor und Pollux zu seyn verdiente. Nachdem in allen diesen Formen die Kunst der reinen Idee Selbstständigkeit, Würde, eine in allen Theilen lebendiggewordene Bedeutung gegeben, und sie von jedem ungewissen, schwankenden oder fremden Beiwerk, wie durchs Feuer gereinigt hatte: so war von diesen Gebilden nothwendig auch jene Kraft, die ausfühlend zum Verstande und zum Herzen in höchster Einfalt spricht, unabtrennlich. Der Zwang der Materie war überwunden; Geschlecht, Alter, Charactere waren in ihrer Verschiedenheit und leisen Angränzung aufs sicherste bemerkt;

und mit gegebenen großen Vorbildern in jeder Art und Gattung waren dauerhafte Kategorien der edelsten und schönsten Menschenexistenz geordnet. Auf wie wenige Hauptformen tritt die formreiche menschliche Natur in Gefinnungen, Leidenschaften und Situationen zurück, wenn wir sie mit dem weisen und nüchternen Auge der Griechen ansehen! Der biegsame, Kraft- und Schönheitreiche Gliederbau der Menschheit, in wie wenige Hauptbedeutungen löset er sich auf, sobald die Seele Kraft hat, diese in jedem Theil, in jeder Stellung ganz zu behaupten! Unvergeßlich und ewig lehrreich sind mir die Stunden, da ich vor den Kunstgebilden der Alten, (wenn mir der Ausdruck erlaubt ist,) die Mechanik und Statik menschlicher Seelenkräfte im menschlichen Glieder-

Bau ruhig betrachtete und abwog. Welche Freuden schöpfte ich in Erwägung der Symmetrie und Eurythmie, noch mehr aber der schönen Gegenstellung, die in Ruhe und Bewegung, nach verschiedener Art der Charaktere, diesen göttlichen Körpern mitgetheilt ist, also daß sich die Seele liebreich-strenge bis im Wurf des Gewandes und in seinen Falten, wie ein wehender Geist offenbaret. Ihr habt unsre Natur gekannt und geahelt, ihr Griechen; ihr wußtet, was das menschliche Leben in seinen vorübergehenden Scenen sei, daß ihr auf so manchen Sarkophagen eben so richtig und wahr, als einfältig und rührend vorgestellet habt. Da erfaßtet ihr die Blüthe jeder flüchtigen Scene und heiligtet sie in einem nie verwelkenden Kranz der Mutter des Menschengeschlechtes. Wenn unsre Art je so entartet wer-

den sollte, daß wir diese innere Kraft und Anmuth der Menschheit, das hohe Siegel unserer Existenz gar nicht mehr erkennen; dann zerbrich, o Natur, die Form deines ausgearteten edelsten Geschöpfes; oder vielmehr sie zerbräche von selbst und zerfiere in Staub und Scherben.

Und wodurch kamen die Griechen zu diesem Allen? Nur durch Ein Mittel; durch Menschengesühl, durch Einfachheit der Gedanken und durch ein lebhaftes Studium des wahrsten, vollständigsten Genusses, kurz, durch Cultur der Menschheit. Hierinn müssen wir alle Griechen werden, oder wir bleiben Barbaren.

66.

Mit heiligem Ernst treten wir zum Olymp hinauf und sehen Götterformen im Menschengebilde. Jede Religion cultivirter Völker, (die christliche nicht ausgenommen) hat ihren Gott oder ihre Götter mehr oder minder humanisiret; die Griechen allein wagten es, humanisirte Gottheiten, ihrer und der Menschheit würdig, in Kunst d. i. auf eine dem Gedanken rein und völlig entsprechende Weise darzustellen. Oder vielmehr sie läuterten alles Schöne, Vortrefliche, Wür-

dige im Menschen zu seiner höchsten Bedeutung, zur obersten Stufe seiner Vollkommenheit, zur Gottheit hinauf, und theificirten die Menschheit. Andre Nationen erniedrigten die Idee Gottes zu Ungeheuern; sie huben das Göttliche im Menschen zum Gott empor.

Unten sahen wir einen Reiz der Jugend, dessen flüchtige Blüthe wir bedauerten; unter den Göttern ist er verewigt, eben dadurch daß er auß höchste geläutert ward.

Als das himmlische Sinnbild aller Jünglings=Genien auf Erden, stehet Dionysos hier, dessen zarte Idee die niedren Sterblichen so mißkennen, daß ich seinen Namen Bacchus kaum zu nennen wage. Er ist die sichtbargewordene ewige Fröhlichkeit; im Genusse sein selbst, ohne Anstrengung und dennoch mit der

leichtesten Elasticität ein süßer Beglückter der Götter und Menschen. Im schönen Charakter dieses thätigen süßen Far niente rettete er einst den Olymp, und cultivirte die Welt durch Gaben und Geschenke. Sein Daseyn ist ein ewiger Triumph unter Trauben, mit denen er die Sterblichen erquickt und getröstet hat, unter dem ewigen Freudenliede jauchzender Mänaden.

Und an seiner Seite senkt den Liebes-trunknen Blick auf ihn die durch ihn gerettete, selige Ariadne. Von ewigem Dank und innigem Ergehen strömt der gerührte Blick, den keine Mänas, keine Baccha mit ihr theilet. Ohne Kinder, in selbigem Anschau des Genusses feiern die zwei ihr unzerstörbares Triumphleben, in welchem Bacchus selbst die Blüthe der Weiblichkeit in seiner Natur genießet. Le-

bet wohl, ihr glücklichen Beide, du Gerechtete und du ihr Retter; habt viel Nachfolger auf der Erde, die unter Scherz und Freude die Menschheit beseligen, die retten und wohlthun, ohne daß sie es Zwang kostet. Den Triumphswagen solcher Gemüther umjauchzen dankende Chöre. — Schöne Statuen sind vom Bacchus da, und das capitolinische Haupt der Ariadne ist ganz ihr Charakter.

Neben Bacchus stehet Apollo, das höchste Symbol aller Heldenjünglinge der Menschheit. Ueber Castor und Pollux erhaben ist seine Gestalt, ein sichtbargewordener Heldengedanke. Seine Thätigkeit ist Blick, Gang, Daseyn, Sieg mit der Schnelle des Pfeiles. Und dieser kühne, rasche, selbst zornige Jüngling rührt in andern Gestalten die Feier, der alle Musen horchen. Ihr horcht der

Schwan, oder Greif zu seinen Füßen; ihr horcht die Natur. Aller Musen Künste sind diesem Heldenjünglinge eigen, der ein Ideal griechischer Cultur ist zur thätigen und musenhaften Heldenjugend. In seinen drei Hauptstellungen, als Sieger, Sänger, und ruhender Jüngling ist er immer Apollo; auch wenn er sanftangelehnt nur die Eidechse tödtet.

Und neben ihm seine unermüdliche Schwester Diana. Sie, die Jungfräulichkeit, daher auch die Keuschheit und immer muntre Thätigkeit selbst, ohne welche jene nicht bestehen konnten. In der grünenden Natur, mit Nymphen umgeben, eine Göttinn unter den Nymphen, eilt sie dahin wie ein jugendlicher Hirsch, unbewußt ihrer Schönheit; ihr Blick ist in der Ferne. Und wenn in

ihrem Herzen der Funke der Liebe zündet, und sie den Endymion belauscht; wie rein und stille verschwiegen ist dieser Anblick! wie rührend stellte ihn auf Grabmahlen die griechische Kunst vor! — Jünglinge und Mädchen sangen das Lob des Apolls und der Diana in Wechselföhren: denn beide Gottheiten waren das *Abstractum* ihrer Tugend. Erst nur, wenn Hy-  
men den Gürtel der Jungfrau lösete, trat die Verlobte aus dem Dienste der strengen Diana ins Gebiet der schaamhaf-  
ten Aphrodite. In Apolls schönen Dar-  
stellungen ist also eine der höchsten Zierden menschlicher Tugend erhalten; und wenn die Bildnisse der Schwester dem Ideal des Bruders nicht gleich seyn möchten, so verläugnet dennoch keine Vorstellung den Charakter einer *Artemis* oder der sanf-  
teren *Luna*.

Eine dritte Jünglingsart stehet dort an der Pforte des Olympus; es ist Merkur, der Gott schlauer Beredsamkeit, der behendesten Betriebsamkeit in allen Geschäften. Er hat den Apoll überlistet, hat mancherlei Anschläge erfunden, und trägt den Beutel. Auch trägt er Botschaften und geleitet die Seelen selbst zum Orkus, geflügelt an Füßen und Haupte. Es ist ein geschäftiger, munterer Gott, das Haupt einer großen Gemeinschaft, die in ihm personificirt ist, ein unentbehrlicher Gott im Himmel und auf der Erde. Fabel und Kunst haben ihn so vollkommen ausgebildet, als den Jupiter oder die Minerva; er ist aber ein Erdgebohrner, der Maja Sohn, subaltern an Dienst und Charakter. Wir wollen den schönen Gott, schön an Haupt, an Füßen und Händen nicht ohne Betrachtung vor-

beigehn. Bemerken Sie, wie er lauschet, wie er mit sich selbst und seinem Schlangengestabe und seinem Hahn und Beutel so ganz Eins ist; ein vortrefflicher Gott an der Pforte.

Dir nahen wir uns, himmlische Aphrodite, unübertroffenes Ideal des weiblichen Liebreiz; es, einer sittlichen Schönheit. Aus der Welle des unruhigen Meeres stiegst du hervor, vom lauen Zephyr getragen; da legten sich die Wellen; deine sittsame Gegenwart machte sie zum Spiegel der Lüfte. Bescheiden trocknetest du dein Haar, und jeder fallende Tropfe deines irdischen Ursprunges ward ein Geschenk, eine Perle der Muschel, die dich wohlküstig in ihrem Schoos wiegte. Du stiegst zum Olymp, und die Götter empfingen dich in deiner Gestalt: denn sie selbst war deine Hülle; die Gra-

zte, mit der du dich, durch und durch sichtbar, dem Auge unsichtbar zu machen weißt, diese in sich gehüllte Schaam und Bescheidenheit ist dein Charakter. Auch auf dem häuslichen Altar der Griechen standest du nicht anders als unter diesem Bilde: denn nur Schaam kann Liebe erwecken und zeugen. Es ist ein verfehlter Charakter, wenn Aphrodite zurückblickt, oder sich mit Wohlgefälligkeit zeigt; ihre Schönheit ist die, daß sie, sich vor ihr selbst gleichsam und vor Allem verbergend, Himmel und Erde entzückt; dem wegschlüpfenden Thautropfen einer jungen Rose ähnlich, in dem sich die anbrechende Morgenröthe spiegelt. Das bedeutet ihr Apfel, das ihre Taube; dahin hat sie der Sinn der Griechen, selbst mit ihrem zu kleinen Köpfchen und was man sonst an ihr tadelte, gedichtet. Beschei-

denheit und eine kunstlose Schaam, die selbst die höchste Kunst ist, sind und wirken den Liebreiz. Es giebt keine feinere Zunge dieser Waage.

Neben ihr stehe die verschleierte Besta. Als die große Mutter der Natur kennen wir sie nur auf Gemmen, oder in der Flamme ihres Altars; aber ihre Bestalen, die Dienerinnen ihres heiligen Heerdes, sind uns ehrwürdige Jungfrau = Matronen. Aus jeder Falte ihres Gewandes hätten Nonnen und Heilige lernen können, was zu beobachten sei, um in einer reinen Menschheit also ehrwürdig zu erscheinen, daß man bei einer kaum sichtbar gewordenen Hand und dem Engelreinen Antlitz den großen dichten Schleier heiliger Gelübde verehret. —

Wieder lasse ich mich am Fuß dieser Bestale nieder und frage: „was helfen uns die-

se Bilder? diese so groß und rein und richtig bestimmten Menschen = Ideale? — Und antworte mir selber:,, viel! sehr viel!

Dort nahm Pallas dem Diomed die Wolke vom Auge hinweg, daß er einen Gott und einen Sterblichen unterscheiden konnte; eben diese Wohlthat wird uns durch dies Studium der griechischen Kunst gewähret. Leibhaft wandeln unter uns keine Apollo's und Dianen umher; jene Anlagen des Charakters aber, die eine Diane oder Vestale, eine Ariadne oder Anadromene, einen Merkur, Bacchus, Apollo im höchsten Ideal gaben, sind in zerstreuten, oft sehr verworrenen Zügen vor uns. Diese Anlagen nur zu erkennen, ist eine Charakteristik menschlicher Denkart und Seelenformen nöthig, die sich auf wilden Wegen schwerlich erlangen läßt. Sind Linnæus genera plantarum

Das Inventarium der Botanik worden, schäzget man seine nach Naturkennzeichen gegebne Thierclassen hoch; sollte es nicht auch Menschenclassen nach Natureigenschaften geben? und wären diese, auf die reinsten Begriffe gebracht und in unzerstörbaren Formen dargestellt, nicht aller Betrachtung werth? Daß die Griechen den Menschen mit einem unbefangeneren, schärfern Blick angesehen haben, als wir, wird niemand läugnep; daß unsre Temperaments- und physiognomische Eintheilungen zu Nichts sichern führen, muß jedermann klar einsehn; warum liegen uns denn jene von Meistern erfundene scharfe und große Formen der Unterscheidung so weit ab? Warum sonst, als, weil wir sie nicht verstehen, oder zu gebrauchen nicht vermögen. Wir fühlen, daß der edelste Saame, unter uns aufkei-

mend, kein Klima zum Aufkommen, geschweige einen Olymp zur Gottesgestalt findet, und tappen also fort im Nebel. Wenn aber die liebliche Scham, die See- len verhüllte Vestale oder Dianens keusche Tochter keinen Olymp verdienen, genießen sie nicht eines häuslichen Altars?

Eine reine Kritik dieser der erlesensten Menschenformen, die man Göttergestalten nennt, prüft und sichert unser Urtheil auch für alle sittlichen Compositionen. Von wie manchem Nebenbegriff bin ich frei geworden, wie manche Meinung habe ich vergessen lernen, seitdem die Kunst der Griechen, gestützt auf ihre Weisheit und Sittenlehre, meine Führerin ward. Demüthig wie ein Fragender zu Delphi, frage ich mich: hat diese Composition, hat dies Urtheil, hat dies Werk einen Werth? haben sie einen sittlichen Charakter?

Von welcher Art ist dieser? hoch oder niedrig? und ist er sich selbst treu, in sich beständig? Durch diese ernste Fragen, wie manches lernt man vergessen und wegthun! Dies Urtheil über eine Composition z. B. kann nur auf zwiefache Weise, subjectiv und objectiv ein Gewicht haben. Subjectiv: indem der Urtheilende den ganzen Sinn des Werkes, das er beurtheilt, treu erfasset, ihn in allen Theilen vorhält, und dessen Bestandheit oder Unbestandheit wie in einem Kunstwerk zeigt. Objectiv, indem er uns das reine Nichtmaas vorhält, nach welchem und nach keinem andern es gebildet werden konnte und sollte. Thut der Urtheiler keins von beiden, oder verwirret er beide Arten mit einander; ist er so schwach, daß er den Sinn des Gedankenwerks oder der Handlung weder zu begreifen noch

darzustellen vermag, oder so anmaassend, daß er eine ungeprüfte mangelhafte, falsche Regel, aus Unkunde oder Vermessenheit uns als ein Gesetz vorhält; wer wird darüber ein Wort verlieren? Seitdem ich über den vaticanischen Apollo, über Laokoon und die tragische Muse, über das Ideal der Alten u. s. gehört und gelesen habe, was ich darüber gehört und gelesen, kümmern mich wenige Urtheile mehr, aber das Urtheil der Wenigen, die eine vollständige Idee des Werks, als eines griechischen Kunstwerks, haben, gehen mir auf Leib und Leben.

Was endlich die Anwendung dieser großen Gedanken betrifft; wozu sind die Bilder meiner Götter und Helden nicht angewendet worden? Das muß den Meister eines Werks nicht kümmern;

gnug, sie stehen da und leben. Wenn  
ihr inwohnender Genius sie nicht schützt  
und aus ihnen spricht, so ist alle Wache  
und Fürsprache verlohren.

70

Die Idee des Kriegergottes unter dem  
Namen des Mars (Mars) war die  
den im dem Dichter nicht so gebräuchlich  
ist es im Römischen Mythos, die von  
Gott ist der Beschützer der  
Götter ist der Mars, was er man  
soll, was sein Hauptort war  
durch Mars und Venus gebildet. Die  
nachdem Mars eine große Rolle  
unbestimmter Begriff der Mars  
den Mars alle Götter. Der Gott aller  
Krieger, der nur als ein Beschützer der  
keiner wieder zurückgeführt werden konnte.

67.

Die Idee des Kriegesgottes unter dem Bilde des Mars (Ares) war den Griechen seit dem Homer nicht so geehrt, als sie es den Römern ward, die von diesem Gott ihr Geschlecht ableiteten. Seine Statue ist selten, und wo man sie dafür hält, wird sein Ansehn durch Ruhe oder durch Amor und Venus gemildert. Die nackte Idee eines Kriegers, kann als ein unbestimmter Begriff kein hohes Ideal geben. Eben also Vulkan. Der Gott aller Künstler, der nur als ein Werkmeister bei seiner Arbeit vorgestellt werden konnte,

war eines hohen Ideals unfähig. Prometheus selbst gab mit seiner Menschenbildung zu schöneren Ideen Anlaß, insonderheit unter dem Beistande der Minerva.

Feierlicher erscheint jene große und zärtliche Mutter, die Hausmutter der Erde, Ceres, Demeter. Ruhig und Hausmütterlich ist ihr Anstand; wie erschreckt und eilig aber schwingt sie die Fackeln, wenn sie ihre verlorne Tochter Proserpina sucht! Diese Geschichte, eine der sinnreichsten und bedeutendsten des Alterthums, ist in ihren schönen Vorstellungen auf Grabmählern der Menschheit so lieb, als die Geschichte Endymions, der Psyche oder die Scenen des menschlichen Lebens von Prometheus an bis zum schüchternen Eintritt der Seele ins Reich des Aides. Traurig und milde thront Proserpina da, sie selbst eine geraubte Königin des Orkus.

Noch drei Göttercharaktere sind vor uns, Pallas, Jupiter und Juno.

Das Bild der Pallas, die zuerst eine fürchterliche Kriegesgöttinn war, ist viel bedeutender und edler, als Mars ausgebildet worden: denn eine mächtige Städtebeschützerin war sie, keine tobende Wilde. Sie vereinigte Muth mit Verstand, und war dadurch von jeher dem roh = angreifenden Mars überlegen. Vor ihrer Brust das Haupt der Medusa, und jenen Schild, den Homer lebendig beschrieb; in ihrer Hand den mächtigen Speer; den schrecklichen Helm auf ihrem Haupte, war und blieb sie selbst die heilige Jungfrau, die aus dem Haupte Jupiters entsprossen, gleichsam sein sichtbar gewordener mächtiger Schreck = Gedanke, und in der Folge die Göttinn aller Weisheit, insonderheit des

häuslichen ruhigen Fleißes war. In beiden Eigenschaften ward sie gebildet; bald als jene furchtbare Göttinn, deren plötzliche Gegenwart Verwirrung und Flucht bringt, bald als die friedliche Städtebeschützerinn, die Mutter aller nützlichen Künste. In beiden Vorstellungen ist ihre dämonische, mächtig-stille Gegenwart wirksam. Wie vor einem hinabgeschwebten olympischen Wesen stehet man vor der Minerva Giustiniani; man wagt ihr kaum zu nahen, und doch ist ihr Daseyn so in sich geschlossen und friedlich. Keine andre Göttinn führt diese Gattung heiliger Majestät bei sich, die eine Pallas auch nicht verläßt, wenn sie in häuslichen Künsten arbeitet. Dank dem glorreichen Athen, das seine Göttinn so schön ausbildet. Es weihete ihr alle Kränze, die aus seinem Flor entsprossen, indem das

Fest der Gedankentochter Jupiters sein großes Fest war. Mit Andacht opferte ihr Mutter und Kind der Krieger, wie der Weise.

Das verschlossene Bild der Juno Ludovisi stellet die Königin des Himmels dar, des höchsten Gottes Schwester und Gemahlin. Alle weibliche Majestät, Pracht und Größe ist in dies ruhige Antlitz gesenket. Sie hat nicht ihres gleichen; ihres gleichen kann sie nicht haben; die göttliche, königliche Juno. Besäßen wir vom Jupiter selbst ein Bild wie dieses!

Dennoch aber, ob uns gleich ein Phidias-Bild vom höchsten Gott fehlet, ist sein Charakter in allen Vorstellungen merkbar, Macht, Weisheit und Güte in Ein unsterbliches Haupt versammelt. Was sein Weib in stolzem Anstande zeigt, das

ist er in ruhiger Würde, Vater der Götter, König des Himmels und mit seinem Stabe ein Hirt der Völker. Der Blitz in seiner Hand hat die Riesen zerschmettert und die Lüfte gereinigt; sein Blick hat den Elementen Frieden geboten, darum feiern um seinen Thron Grazien und Horen unzertrennbare Reigentänze. Sein Haupthaar, dessen Wallen den Olymp erschüttert, fällt in ruhigen Locken nieder; sein Mund ist gütig und der Wink seines Augenbraus verheißt dem Flehenden, der sein Knie berührt, väterlichen Beistand. Heil dem Gott der Götter! Er gebe seinen Erdgebohrnen Söhnen, was er hat und ist, mächtige Güte, gnädige Weisheit.

Nach Jupiter darf ich von seinen beiden Brüdern nicht reden; sie tragen seinen Charakter, nur in niedrigerem Rei-

chen. Neptun in den Wellen des Meers zeigt den Sturm desselben, aber nur in seinem Haar; sein Anblick glättet das Meer, und gebietet Stürmen und Wellen Friede. Pluto's (Jupiter = Serapis) Antlitz mit seinem düster-gütigen Blick eröffnete mir jedesmal die dunkle Unterwelt, wenn ich ihn ansah. In düstern Gegenden ist dieser traurig ernste und doch milde Jupiter König. So charakterisirten die Griechen Leben und Tod, Himmel und Orkus. O wären uns von so manchen Gottheiten, die im Pausanias genannt sind, Abbildungen übrig; wir hätten eine Charakteristik selbst aller Leidenschaften der Seele.

Wenn dieser mein Brief öffentlich bekannt würde, so könnte es schwerlich anders seyn, als daß er Manchem enthusiastisch vorkäme. Diesem aber hätte ich nur

Eins zu sagen: „gehe hin, sieh und betrachte.“ Je kälter, desto besser; um so mehr wirst du, was ich andeutete, finden. Nur habe kein vorgefaßtes System.,, 192

Alle wissen wir, daß die Götter der Griechen, in verschiedenen Gegenden entsprossen, hie und dort anders gedacht, mit Nebenumständen oft verkleidet, von Dichtern äußerst verschieden behandelt, von Philosophen endlich mit Allegorieen dergestalt überladen worden sind, daß man in jedem Gott einen ganzen Olymp von Göttern finden könnte. Aus diesem allen folgt aber nichts, was meiner in Denkmahlen vorliegenden Wahrheit zuwider wäre. Der Mytholog zähle jede örtliche Gottheit mit ihren Attributen und Namen her; eine sehr lehrreiche Tempelreise. Der Ausleger bemerke jede Verschiedenheit der Götterfabel nach Zeitaltern, Dich-

tungsarten und einzelnen Dichtern; eine  
 sehr lehrreiche Reise, wenn sie mit Aris-  
 toteles Scharfsinn angestellt wird. Un-  
 ter andern guten Folgen würde sie uns  
 auch vor der unseligen Uebertragung des  
 Bildes Einer Dichtungsart in eine von  
 ihr verschiedene, ja vor hundert andern  
 unnützen Anführungen bewahren. — Der  
 Kunstliebhaber reise die Kunstwerke  
 durch, sowohl die noch vorhanden sind,  
 als auch von denen die Alten reden. Er  
 untersuche das Spiel der Künstler = Ideen  
 nach Zeiten, Gelegenheiten, am meisten  
 nach dem Ort und Zweck ihrer Anwen-  
 dung: denn unmöglich können doch Sta-  
 tuen, Bas = Reliefs, Gemmen und Mün-  
 zen auf Einen Fuß genommen, Zeiten und  
 Länder verwirrt, und Alles wie auf Einer  
 Tafel betrachtet werden. Hierüber ist noch  
 wenig geleistet worden, zumal so viele

schöne Basreliefs noch nicht bekannt, und wenige Kunstliebhaber in dem glücklichen Fall sind, alles Bekanntgewordene zu kennen, oder mit Muffe zu gebrauchen. — Endlich vergleiche dieser Kunstliebhaber Künstler und Dichter; von allen vorigen das schwereste Werk, das nicht nur Gelehrsamkeit, sondern auch Verstand und einen wirklichen Kunst- und Dichtersinn fordert. Hier brach Lessing eine große Bahn, auf welcher aber noch nicht weite Schritte gemacht sind. Eine vesse Kritik hierüber würde uns vor mancher unglücklichen Anwendung der Kunst auf die Dichter, die in theuren Werken vor uns liegen, und doch bloße Barbarei sind, bewahren. — Alle diese und noch mehrere Erwägungen aber verrücken den Gesichtspunkt nicht, den ich verfolgte, nämlich: „welche reine Idee lag der Kunst, und zwar

in ihren heiligsten Werken vor,  
 die öffentlich dargestellt und für  
 die Ewigkeit geschaffen wurden?  
 Wie kam die Kunst zu ihr? wie hat  
 sie solche ausgeführt?“ Dies dünkt  
 mich gleichsam das letzte, innigste Resul-  
 tat beim Ueberschauen ihrer Werke, in  
 denen der Künstler nicht eigenmächtig spie-  
 len, sondern den Charakter seines Gegen-  
 standes als eine bleibende, ja gar als eine  
 höchste Idee angeben wollte. Würde mir  
 also Jemand gegen meinen Jupiter die  
 Base zeigen, auf der er als Maske  
 die Rolle des Amphitruo spielt, oder  
 gegen meine Juno ihren Zank im Ho-  
 mer anführen: so könnte ich ihm nichts  
 sagen, als: „für dich habe ich nicht ge-  
 schrieben.“ Ich schrieb von den Idea-  
len der Humanität in der grie-

chischen Kunst, und diese bleiben vest,  
wenn auch bei Dichtern und Künstlern  
tausend Inhumanitäten vorkämen; von  
diesen möge ein Andern schreiben.

68.

„Aber, m. F., die Faunen, die Satyren, Pan, Silen, der Indische Bacchus, die Mänaden, die Centauren, (an mehrere Ungeheuer nicht zu denken) — wie bestehen diese mit Ihrem Ideal der Humanität in Griechischen Kunstwerken?„

„Zweitens. Und hätten die Griechen uns denn Alles vorweg genommen? wären außer diesen und hinter ihnen nicht noch andre, feinere sittliche Ideale möglich? Ja wären diese von mehreren Künstlern nicht wirklich gegeben?„

„Endlich, was hilft uns diese Humanität der Griechen; da wir nicht Griechen sind? Unser Himmel, unsre Einrichtungen, unsre Lebensweise legen uns andre Bedürfnisse auf, und fodern von uns andre Pflichten. Wir lästern also, wenn wir jene, soll ich sagen, feinere oder gröbere Sinnlichkeit alter Zeiten, jugendlicher Völker der Welt begehren, nach einer uns versagten, dazu gefährlichen Traube. Unsre Humanität blüht in philosophischen Begriffen ohne sinnliche Darstellung. Die Blüthenzeit ist vorüber; wir kosten Früchte.“ Wollten Sie uns wohl Einige dieser Zweifel lösen?

69.

Die Satyren der Griechen sind eben sowohl Denkmale ihrer humanen Weisheit, als die erhabensten Götterbilder. Nicht alles läßt sich in der Menschheit zum Helden und Gott idealisiren; deßhalb aber ist dieser Theil unsres Geschlechts so ganz und gar nicht verwerflich. Es giebt eine geringere, eine Faunen- und Satyrennatur in der menschlichen Bildung, die wir nicht verläugnen können; sie ist behend, aufgeweckt, lustig, munter in Einfällen, in ländlichen Scherzen und Spielen; dabei lüßtern, üppig; übrigens einem

Theil nach, (denn es giebt auch grobe böse Faunen) gutartig, dienstfertig, wohlgefällig, freundlich. Warum sollte man diesen Geschöpfen, die einst die Besitzer der jungen Welt waren, ihre Freuden und Spiele stören? Warum sollte man diesem Satyrus, der mit so unendlichem Appetit die süße Traube kostet, jenem Faunchen, das die Nymphe belauscht oder haschet, jenem andern, der mit kindischer Freude die Flöte bläset, oder gaukelnd aufhüpfet, ihre jugendliche Freude, ihre unerfahrene Lüsterheit und Neugier rauben? Vergnügungen oder Lustkeime dieser Art machen ja einen so großen Theil der Jugendfreuden aus, die man unschuldige Freuden zu nennen gewohnt ist; und manche Charaktere haften daran Zeitlebens. Also bemächtige sich auch die Kunst dieser Classe der Menschheit; nur sie sondre sie ab,

ab, und charakterisire sie also, daß man sogleich ihre Natur wahrnimmt. Dies hat die Kunst gethan, und zwar (ich gehe alles vorüber, was für lusterne Augen, in Wohlust-Kammern oder Gärten gemacht wurde) auf eine dem Genus dieser Gattung ganz gemäße Weise. Diesem jungen Satyr spricht ein Hörnchen, jenem ein Schweifchen; sein spitzes Ohr lauscht, sein Blick, seine Zunge lästet; also ist er schon seiner Art nach zum gaukelnden Sprunge, zur lusternen Fröhlichkeit gemacht; in dieser Art hat die Kunst ihn ergriffen, und charakterisiret. Es giebt Satyren von großer Schönheit; nur sobald sie Satyren sind, zeichnete sie die Kunst aus, als der reinen Menschheit nicht ganz würdig. War es Grobheit oder zartes Gefühl, das diesen Unterschied machte? Unser Auge würde vielleicht nicht

beleidigt, wenn ein ganz menschlicher Jüngling mit einer Nymphe scherzt; das Auge der Griechen ward es. Die Gestalt eines Jünglings war heilig; aber ein Satyr durfte so scherzen und tändeln. Diese charakteristische Unterscheidung, die Begierden solcher Art gleichsam an die Grenze der menschlichen Natur rückte, war also höchst-sittlich gedacht, und die reine menschliche Natur, insonderheit der menschliche Jüngling ward durch sie sehr geehret.

Ueberhaupt machen wir uns von dieser ganzen Gattung Geschöpfe zu grobe Begriffe, weil unserm Klima die ländlichen Spiele und Feste, die dazu Gelegenheit gaben, fremde sind. Wir denken uns alenthalben grobe Waldfaunen und Waldteufel, von denen dort nicht die Rede war; es waren bekannte fröhliche Mas-

ken. Die Griechen hatten sogar eine eigne Gattung Schauspiele, wo nur Satyren sprachen und hüpfen; Schauspiele, die unmittelbar hinter den größten Stücken Aeschylus und Sophokles gespielt wurden, und deren sich die größten Meister nicht schämten. Diese Stücke waren Denkmale der Freiheit und Fröhlichkeit alter Zeiten; ein Satyr durfte sprechen, was der ehrsame Mann nicht sprach, und man durfte es hören; denn es sprach aus den Kindeszeiten der Welt ein Satyr. Neuere Künstler haben dies sittliche Costume, was einem Menschen und einem Satyr zieme? nicht eben so genau unterschieden.

Damit habe ich zugleich dem Silen, dem sogenannten Indischen Bacchus, den Centauren, Sirenen, noch mehr aber jenen Ungeheuern, die sich ganz von

der menschlichen Natur absondern, das Wort geredet. Bei uns laufen alle diese Dinge durch einander; der Silen heißt ein ehrlicher Mann, der gerne trinkt; Jahrhunderte lang waren unsre Trimalcions Leute von der großen Welt; ihre Sitte hieß Hoffitte und Kunst zu leben. Bei den Griechen nicht also; Silen und Trimalcion waren Masken ausgezeichnet-niedriger Charaktere.

Haben Sie in dieser Rücksicht überdacht, welchen Vortheil solche Masken der griechischen Kunst, welchen Adel sie der menschlichen Bildung gaben? Durch sie ward von unsrer Natur abgesondert, was sie verzerrt, was ihr nicht ziemet. Alle Carrikatur nämlich war in Masken verlegt, classificirt und geordnet. Damit blieb sie vom edlen menschlichen Körper getrennt: kein Hogarth durfte Promes-

theus seyn und Menschen bilden; wohl aber konnte das Kind, der Knabe mit Masken spielen, selbst Jupiter und Merkur konnten in Masken agiren, wenn sie's gutfanden. Sie waren jetzt nicht Götter, sondern Misgestalten; denn wer eine solche Maske trägt, bezeugt eben damit, daß er jetzt kein Mensch, oder Gott, sondern das Thier, der Thor sei, in dessen Gestalt er erscheint. Der edeln Menschengestalt, die bei den Griechen über Alles galt, hat er entsaget. — Selbst an die Griechische Classification und Ordnung dieser der Menschheit unwürdigen Formen hat kaum ein neuer Begriff gereicht.

Die Centauren der Griechen, insonderheit Chiron, der den Achilles unterweist, haben mich immer lehrreich vergnügt. Ich kann den Gedanken, daß eine verständige, zärtliche, tapfere und feu-

sche Thierheit die Erzieherin und Wiederherstellerin des Menschengeschlechts sei, nicht zarter ausdrücken, als er hier ausgedrückt ist: denn Swifts edle verständige und keusche Hymnen im Contrast seiner Naoh's, sind, gegen die Dichtung der Griechen, barbarische, in sich selbst nicht bestehende Gedanken. Chiron unterweist den Achill, nicht etwa in der Jagd allein, sondern in allen Künsten der Musen, sorgsam, strenge und zärtlich. Die Feyer in der Hand eines Centaurs; eine mit ihren menschlichen Mutterbrüsten nährenden Centaure, auf deren Rücken Amor sitzt, würde den Stoff zu einer äußerst sittlichen Unterhaltung geben, auf welche die Deutungen der Fabel, daß dergestalt die Helden der Vorwelt cultivirt worden, selbst weisen.

So auch Ihr, ihr schönen Medusen, Gorgonen, Sirenen, Scylla und Charybdis, ihr Bacchen, Mänaden, Titanen und Cyklopen, wo und wie ihr in der Kunst der Griechen erscheint, seyd ihr an eure Plätze geordnet. Unter uns lauft ihr umher; ein Titane läßt sich als Held, eine Meduse als Charis, eine Baccha als die Königin des Himmels anschauen und physiognomisch malen. Wären wir den Griechen nicht Dank schuldig, daß, was wir nicht können, sie gethan, und nach unveränderlichen Regeln und Kennzeichen Classen geordnet, Abarzten ausgezeichnet und die reine Form von der Unform getrennet haben? Auch die Barbaren, und den sogenannten Trimalcion haben sie treffend bezeichnet.

---

79.

Ihre zweite Frage: „Haben die Griechen uns alles vorweggenommen, und sind nicht nach und hinter ihnen andre, feinere und sitlichere Ideale möglich? Ja sind diese nicht vielleicht schon längst in der neueren Kunst gegeben?“ diese Frage wird sich, wie mir es scheint, aus dem Vorigen von selbst beantworten. Die Griechen nämlich haben, indem sie alles ordneten, als Räuber nichts vorweggenommen; sie haben der Erfindung keines sterblichen Menschen geschadet, sondern dieser Raum gemacht und sie geleitet.

Im Anbeginn der Dinge, sagen die Dichter, schwebte alles in wüster Unordnung und es war zu nichts Raum. Da begann eine Welt; jedes ordnete sich zu Seines gleichen; es wurden Planeten und Sonnen. Elemente sonderten sich; es entstanden Kunstgeschöpfe. Nun ward Raum; denn die harmonischen Töne der Weltleyer waren erklingen, und Alles gesellet sich seitdem zu seinem Geschlecht, zu seiner Ordnung. Noch jetzt erhalten sich alle Classen der Lebendigen also; so reihen noch jetzt sich Sonnen an Sonnen; Nebelsterne ziehen sich zu Systemen zusammen und gewähren Raum; so ward und so wird die Schöpfung.

Auch die Kunst, die Schöpfung der Menschen nicht anders. Die Griechen erfanden und vollendeten Ideale; sie schufen Classen der Menschheit, und

trenneten ab, was nicht zu ihr gehöret. Damit bildeten sie den reinen göttlichen Begriff unsres Geschlechts zart und vielseitig aus; wem haben sie hiemit geschadet? Wer sich edler als Castor und Pollux, schöner als Dionysos oder Apollo, jungfräulicher als Diana, dämonischer als Minerva fühlt, der trete her und die Kunst wird ihm opfern. Ein König, der über Jupiter, eine Königin, die über Juno herrlich, eine Geliebte, die zärtlicher ist als Psyche, trete her und die Kunst wird ihr opfern. Die hohen Sternbilder, die geordneten Sonnen-Systeme stehen da; und zwischen ihnen ist Raum zu andern Systemen.

Jede reine Idee, die ein vollendetes Bild giebt, theilt nachbarlichen Ideen Klarheit mit; dieß zeigt die griechische Kunst in hohem Grade. Aus jener be-

scheidenen Aphrodite ward mit einer kleinen Veränderung eine Nemesis; aus ihr und aus allen ursprünglich wenigen Götterformen, wie viel Ideen sind erwachsen! Parcen und Eumeniden, Grazien und Horen, Nymphen allerlei Art, Schutzgöttinnen der Länder und Personen, personificirte Tugenden und Ideen. Eine Genealogie dieser Gestalten würde zeigen, von wie wenigen Hauptformen sie entsprossen sind, und wie sich, der einmal festgestellten Ordnung nach, immer Gleiches zu Gleichem gesellte. Bis auf die Münzen der Römer in ziemlich späten Zeiten erstreckte sich diese Fruchtbarkeit jener kleinen Anzahl Griechischer Ideen; auf ihnen erhielten sich Bilder sittlicher Humanität selbst in Zeiten, da alles dem Gesetz und Kriege, dem Zwange und der Noth diente.

Sollten also jene Denkbilder reiner Formen der Menschheit je einem Sterblichen den Weg zu Ideen verschliessen oder verschlossen haben? Niemals; nur lange Jahrhunderte waren in so dunklem Nebel, daß auch der Umriss solcher Formen nicht erkannt werden mochte. Endlich zerfloß der Nebel; der menschliche Geist gelangte wieder zu einigermaassen hellen Begriffen; Andacht und Liebe verkürzten den Weg dahin, und so sind jene Bildnisse erschienen, die wie Morgensterne aus der weichenden Nacht hervorschimmern. Man humanisirte seine Religionsbegriffe; und so trat vor allen andern die gebenedeyete Jungfrau, die Mutter des Weltheilandes in einer eignen Idee hervor, zu der ihr die griechischen Musen nicht halfen. Der Gruß des Engels half ihr dazu, der sie die Holdselige, die Gotz

tes geliebte; ihre eigne Demuth half ihr dazu, in der sie sich die Magd des Herren nannte. Aus diesen beiden Tugenden floß ihr liebliches Wesen zusammen, das sich dem menschlichen Herzen sehr vertraut machte. Dichter hatten sie mit der Stimme des Engels in zarten Worten oft begrüßt, vertrauliche Gebete sie liebevoll angeredet; jetzt trat die Kunst hinzu, sie auch sichtbar zu machen, sie und das Kind in ihren Armen, die selige Mutter und die heilige Jungfrau. Keuschheit also und mütterliche Liebe, Unschuld des Herzens und jene Demuth, die in der größten Hoheit sich selbst nicht kennet, die in tiefer Armuth die seligste ihres Geschlechts ist; diese neue Form der Menschheit ward vom Himmel gerufen; ein Marien-Charakter. Sein unterscheidender Zug ist, wenn ich so sagen darf, jene christliche

Unbefangenheit, in der die Mutter von ihr selbst, von ihrer Herrlichkeit, kaum von ihrem Kinde zu wissen scheint, das sie dennoch, das dennoch sie liebevoll umfängt, und den Menschen hold ist. Eine humane Gruppe, die Kind und Knabe, Mädchen und Jungfrau, Braut und Mutter, Mann und Greis, der Sterbende selbst zutrauend = sanft, gleichfalls mit christlicher Unbefangenheit gern ansehen; da übrigens Raphael's Marien, gewiß die höchsten und reinsten ihrer Art, alle Landmädchen sind, nur sehr innig gedacht und rein idealisirt. Jene Glorreiche, selbst, die, das Kind im Arm, über den Wolken schwebet, kennet sich selbst nicht und ist in einer sanften Verwunderung über die Hoheit, die ihr zu Theil wird. Außer Raphael haben wenige diese Idee erreicht; die gebeugte Schmerzensmutter gelang ihnen viel mehr.

Den Sohn Gottes in Menschengestalt haben auffer Raphael, da Vinci, del Sarto wenige würdig gedacht und empfunden, also nämlich daß die göttliche Menschheit des Erlösers der Menschen nicht zugleich Niedrigkeit würde. Das Bild des ewigen Vaters fand noch mehrere Schwierigkeiten; die Idee des gefallenen mächtigen Engels nicht minder. In allem aber, was der nähere Kreis unsrer Menschengestalten einschließt, welchen Reichthum schöner Compositionen haben in Neuern eben die Alten erweckt und befördert! Wer hat je Raphaels Schule zu Athen und seine andre vatikanische Gemälde gesehen, ohne zu empfinden, „in ihm war eine griechische Seele.“ Engelsangefichte sind in seinen Gemälden; seine Muse war ein schaffender Geist, der Gestalten hervorrufft und jeden Cha-

rakter mit Grazienhand das Seinige an-  
weist. Was Angelo und so viel andere  
den Alten schuldig sind, haben sie selbst  
bekannt; in glücklichen Zeiten der Kunst  
werden andere kommen, und neu erfinden.  
Der Ideenbildende Geist ist nicht ausge-  
storben und kann nicht aussterben; in den  
griechischen Kunstwerken ist ein ewiger  
Same zu seiner Neubelebung.

71.

„Was in unserm Klima, in unsrer Verfassung uns die Griechische Kunst solle?“ fragen Sie; und ich antworte kurz: „wir wollen nicht sie, sondern sie soll uns besitzen;“ gerade das Gegentheil, was jener Grieche von sich in Ansehung der Laiz rühmte. Diese Laiz verführt nur schlechte Gemüther; die bessere wird sie als eine Aspasia bilden.

Wir wollen, meyne ich, die griechische Kunst nicht besitzen, da so

wenige nordische Seelen sie kaum fühlen. Die griechischen Kunstwerke selbst sind ja unserm unfreundlichen Klima fremde; und es dauerte mich stets, wenn ich Schätze dieser Art nach Britannien hinüber geschiffet sah. Ein Raub der Proserpina; wer wird sie in jenen plutonischen Haizen, wo sie unverstanden, zerstreut und verschlossen dastehn, suchen und von ihnen lernen? Lasset ihr Weltüberwinder, den Raub Griechenlandes und Aegyptens ihrer alten Beherrscherin, dem milden und ewigen Rom, wo Jedermann, dem das Glück den Weg dahin nicht versagte, um ein Nichts zu ihnen Zutritt findet. Sendet eure Künstler dahin, oder gewähret euch selbst ihren mildernden Anblick; nur machet sie nicht zu Boten unter den Völkern, oder zu Hermes Säulen auf euren glorreichen Wegen.

Die griechische Kunst, meyne ich, soll uns besitzen, und zwar an Seele und Körper.

Allenthalben z. B. gingen die Völker bekleidet umher, und schämten sich des Gottgebildes, das sie verhüllten; die Griechen wagten es, den Menschen in der Herrlichkeit zu zeigen, die ihm Gott ansah. Welcher Vater, welche Mutter wünschet sich nicht gesunde, wohlgestaltete Kinder? wer erfreuet sich nicht an ihrem Anblick und fühlt seine Brust erweitert, wenn er einen schamhaften Jüngling, eine züchtige Jungfrau siehet? In dieser Jugendkraft, die, von einer glücklichen Natur erzeuget, durch Mäßigkeit und Uebung allein gedeihet, fühlt jedermann die Anlage zu einem thätigen, heitern Leben; und bedauret die Gelegenheit, die ihm zu Ausbildung dieser Gestalt und Kräfte ver-

sagt ward. Wenn nun ein unfreundlicher Dämon uns die Brust zusammendrückte, sollten wir künftigen Geschlechtern nicht einen glücklicheren Dämon gönnen? Und davon Menschen = Schicksal viel, sehr viel in der Hand der Menschen, in ihrem Willen, in ihrer Verfassung und Einrichtung liegt: könnte uns zu Beförderung solcher Anstalten wohl ein Grönländer, der aus seiner Höle gezogen ward, oder nicht vielmehr ein Grieche, der ein Mensch wie wir war und als ein Gottesbild dasteht, erwecken und reizen? —

An den Körpern betrachte man der Griechen Kleidung. Die unsre hat Penia, die Dürftigkeit selbst erfunden, und eine Megara des Luxus und der Unverschämtheit vollendet. Die Kleidung unsrer Weiber entsprang aus der armen Schürze, die man noch bei Negern und Wilden

siehet. Als sie endlich rings die Lenden umgab, ward sie zu einem Rock, der aus drückender Armuth kaum über den Nabel den Unterleib zusammenschnüret. Jahrtausende hin haben diese schnürende Lendenschürzen fortgedauert; und um ihren Reichthum zu zeigen legten manche nordische Volkstrachten sogar sieben dergleichen Lendenschürzen dick übereinander, daß das abentheuerliche Geschöpf dem Ansehen nach auf einer Tonne ruhen möchte. Man wagte es oft nicht, diese Schürze bis zu den Füßen hinab zu verlängern, geschweige, daß man sie zu einem Gewande zu erheben sich getrauet hätte; und zeigte lieber seine ungestalten Glieder. Die Bekleidung des nordischen Weibes an der Brust entsprang aus einem Nieder, das man nach und nach mit mehreren Theilen zusammensetzte, woraus dann jener unselige

Seiten- und Brustharnisch entstand, der tausend Müttern und Kindern ihre Wohlgestalt, ihr Leben, ihre Gesundheit, ihre Freuden an Muttergeschäften gekostet hat, und dennoch fortdauret. Da man Einmal auf dem Wege der Mißgestalt war, so wurden mancherlei Kleidungen erdacht, um diese oder jene einzelne Mißgestalt zu verbergen, denen sodann unter dem Gesetze der Mode auch die blühendste Gestalt nachahmen mußte. Bei jeder unsinnigen Tracht nämlich kann man zeigen, welchem körperlichen Fehler zu gut sie entstanden sei, so daß man fast auch keinen körperlichen Fehler gedenken kann, den unsre weibliche Tracht nicht verbergen möchte. „Bist du das Alles?“, sagte jene Griechin zu einem Europäischen Reisrock; und was der Reisrock hätte antworten können, hat Lady Montague frei gesagt. Die männ-

liche Kleidung der Europäer hat einen eben so barbarischen Ursprung. Zum Reiten sind wir da; das zeigt die Bekleidung unsrer Beine. Die übrigen Fesseln haben wir uns nach und nach, insonderheit der Taschen wegen, zugeleget, und als ob wir uns des Stranges unaufhörlich bewußt seyn sollten, insonderheit unsern Hals jämmerlich zugeschnüret; eine Kleidung, in der wir allen Nationen der Erde lächerlich werden.

Da blicke man eine Muse, eine Juno, ja nur irgend eine bekleidete griechische Nymphe an, und erröthe. Man betrachte einen griechischen Mann, er sei Jüngling, Held oder Weiser, in seinem Gewande; und sehe beschämt auf sich selber. Fühlten beide Geschlechter die Würde ihrer Körpergestalt und hielten ihre Zwecke für Pflicht; hätten sie sich diesen Fesseln bar-

barischer Dürftigkeit nicht längst entwunden?

Ohne Zweifel müssen Sie in Statuen sowohl als auf allen griechischen Denkmälern den bescheidenen und besten Stand, die ruhige Stellung der Personen beiderlei Geschlechts, die nicht Fichter, oder Faunen sind, bemerkt haben; Winkelmann hat darüber seine für die Schönheit sehr empfindliche Seele reich ausgeschüttet, und den zarten Gemüthscharakter, den diese Ruhe verrieth, unübertrefflich geschildert. Vergleichen Sie damit unsre alten Gemälde in Spanischer Tracht mit ihrem Ritter- und Heldentritte, oder alle jene gewohnten Gebehrden, die uns das Etiquett der Gesellschaft auflegt. Beide Geschlechter haben in ihrer Kleidung fast keine natürliche Stellung mehr; Hände und Füße sind uns

zur Last, und jene ruhige Innigkeit, die von keiner Repräsentation weiß, die auch in der Bewegung ganz für sich da ist; wir sehen sie kaum noch an einigen glücklichen Ausnahmen, in denen wir sie Un-erzogenheit oder Naivetät zu nennen gewohnt sind. Und doch ist diese nächtere Innigkeit die Grundlage aller wahren und ruhigen Besinnung im Menschen, so wie sie das Kennzeichen einer reinen Unbefangenheit, eines richtigen Gefühls, eines tieferen Mitgefühls, kurz der einzigen und ächten Humanität ist. Wer in seinen Bewegungen zeigt, daß er nicht Zeit habe, zwei Augenblicke in sich selbst zu verweilen und ohne Rücksicht der Dinge, die außer ihm sind, sein Geschäft zu treiben, ist ein unreifes Geschöpf der Menschheit. Nur Antriebe von aussen, Sturm und Zwang

Können ihm gebieten; er fühlet nichts von jener innern Seelenruhe, die auch im Gegengewicht und Kampf lebendiger Kräfte, vermöge der Symmetrie und Eurythmie des Körpers und der in ihr sanft-ergossenen Seele auf sich selbst haftet.

III. Aber wie soll ich das freundliche Beisammenseyn der griechischen Körper und Seelen unter und mit einander bezeichnen? Jene Ruhe, mit der sie einander anschauen und hören? Die Ueberredung wohnet auf ihrer Lippe, ob man gleich kein Wort vernimmt; es ist Ein gegenwärtiger Geist, der den Hörenden und Sprechenden bindet. Und wenn ihre Hände einander berühren, wenn dieser sanfte Arm auf der Schulter, oder nur das Auge auf dem Anblick des andern ruhet; welche süße Harmonie, welche liebende Anhänglichkeit offenbaret sich zwischen Bei-

den! Nie habe ich eine griechische Gruppe, man nenne sie Drest und Pylades, oder Drest und Elektra, Biblis und Caunus, Patus und Arria, Amor und Psyche, oder wie man wolle, bemerkt, ohne diese liebliche Zusammenstimmung zu fühlen, die beide zu Einem vereinet. Nie habe ich in den wenigen Gemälden, die von ihnen übrig sind, oder in ihren zahlreichen Bas = Reliefs eine griechische häusliche Gesellschaft gesehen, in welche nicht jener Geist der Ruhe ergossen war, der unsern Tumultvollen Compositionen so oft fehlet. Raphael hatte von diesem Geist empfangen; Mengs hat ihn, wenn das antike Gemälde, in welchem sich Ganymedes dem Jupiter nahet, sein ist, sowohl in dem Annahen selbst, als auf dem Munde des Vaters der Götter in dem ewig freundlichen Kuß ausge-

drückt, mit dem er ihn aufnimmt. In allen Compositionen der Angelika ist diese ihr eingebohrne moralische Grazie der Charakter ihrer Menschen. Selbst der Wilde wird durch ihre Hand milde; ihre Jünglinge schweben wie Genien auf der Erde; nie war ihr Pinsel eine freche Gebehrde zu schildern vermögend. Wie etwa ein Schuldloser Geist sich menschliche Charaktere denken mag, so hat sie solche, aus ihren Hüllen gezogen, und mit einem schönen Verstande, der das Ganze aufs leiseste umfaßt, und jeden Theil wie eine Blume entsprossen läßt, harmonisch sanft geordnet. Ein Engel gab ihr ihren Namen, und die Muse der Humanität ward ihre Schwester.

Meynen Sie noch, daß die Kunst der Griechen, ihrem Geiste nach, nicht für uns gehöre? Dem Worte selbst nach hät-

ten Sie uns damit zu einer ewigen Barbarei verdammet.

Denn, um aller Musen willen, wozu lesen wir die Griechen? Ist nicht, daß wir eben diesen zarten Keim der Humanität, der in ihren Schriften, wie in ihrer Kunst liegt, nicht etwa nur gelehrt entfalten, sondern in uns, in das Herz unserer Jünglinge pflanzen? Wer in Homer, ja in allen Schriftstellern von ächtgriechischem Geist bis zu Plutarch und Longin hinab, bloß Griechisch lernet, oder irgend eine Wissenschaft in ihnen bloß und allein mit Nordischem Fleiße verfolgt, ohne den Geist ihrer Composition, diese feine Blüthe, mit innerer Zustimmung seines Herzens zu bemerken, der könnte, dünkt mich, an ihrer statt Sinesen und Mogolen lesen.

---

72.

Der Schluß Ihres letzten Briefes scheint auf den alten Satz hinauszukommen, „daß für uns Menschen das Wahre, Gute und Schöne nur Eins sei.“ Sollte es nicht aber auch ein Wahres und Gutes ohne schöne Form geben? ja müßte sich nicht eben das höchste Wahre und Gute von aller Form entkleiden?

Die Griechen lebten im Jünglingsalter der Menschheit; bei ihnen lief oft die Einbildungskraft mit dem Verstande davon, oder wenigstens lief sie ihm voran,

und fleidete sinnlich ein, was doch allein für den Verstand gehört. Schonend haben Sie die Mißbräuche verschwiegen, die von den Künsten des Schönen gemacht wurden und täglich noch gemacht werden. Ist's also nicht eine wohlthätige Hand, die diese Dinge scheidet?

Wir Nordländer sind einmal nicht wie die Griechen organisirt; laßt jenen, statt der Wahrheit eine Aphrodite auf ihrem Altar; unsre Wahrheit ist ein unsichtbarer Geist, unsre Moral eine Gesetzgeberin für alle reindentende Wesen, in welcher Körperform diese auch erscheinen mögen. Sinnlichkeit schadet dem Verstande; durch seine Liebe zum Schönen ging Griechenland unter.

und durch den Mangel an Verstand und Tugend  
sind die Völker zu einem Zustand der  
Verfall gekommen. Die Völker sind  
durch den Mangel an Verstand und Tugend  
zu einem Zustand der Verfall gekommen.  
73.

Und wodurch gingen denn so viele Bar-  
baren unter? Durch Unverstand und Toll-  
kühnheit, durch eine erschlaffende Leppig-  
keit, die ohne alle Empfindung des Schd-  
nen war, oder durch sflavische Trägheit.  
Also lassen Sie uns die Schicksale der  
Völker, die im Wurf der Zeiten von so  
mancherlei Umständen bestimmt werden,  
nicht in unsre Frage mischen. Mißbrauch  
bleibt überall Mißbrauch, Laster allenthal-  
ben Laster, unter welcher Larve es auch  
erscheine.

Auch reden wir nicht von einer Sinnlichkeit, die dem Verstande entgegen gesetzt wäre. Eine solche sollten wir nicht kennen; so wenig uns ein Verstand ohne Sinnlichkeit und eine Moral völlig reiner Geister bekannt ist.

Nach meiner Philosophie erweisen sich alle Naturkräfte, die wir kennen, in Organen; je edler die Kraft, desto feiner ist das Organ ihrer Wirkung. Körperlose Geister sind mir unbekannt. Außer der Menschheit kenne ich überhaupt keine vernünftige Wesen, deren Denkart ich erforschen könnte; ich schliesse mich also in meinen engen Kreis, ich wickle mich in den armen Mantel meines irdischen Daseyns.

Und in diesem finde ich durchaus keine formlose Güte und Wahrheit. Ich spreche nicht von Wortformen, die als bloße Mittel des Empfängnisses und

Ausdrucks unsrer Gedanken ganz an ihrem Ort bleiben; ich rede nicht von Grundsätzen, die als Grundsätze freilich nicht dargestellt werden können; sondern von Gegenständen und Sachen, von der Natur unser selbst und der Dinge, die uns umgeben. Jede Wahrheit, die aus diesen abgezogen ward, muß auf sie zurückgeführt werden können, und eine Menschenmoral kann sich nicht anders als in menschlichen Gesinnungen, Neigungen, Handlungen äußern. Nithin hat alles Form und Weise; eine Form, die erkannt, eine Weise, die sichtbar gemacht werden kann und muß.

Und diese Form des Wahren und Guten (verzeihen Sie meine Unphilosophie,) ist Schönheit. Je reiner sie erscheint, je lebendiger in ihr Erkenntniß und Güte ausgedrückt sind, desto mehr be-

hauptet sie ihren Namen, und übt ihre Kraft auf menschliche Gemüther und Organe. Wie das heilige Wort Güte und Schönheit (*καλον κ'αγαθον*) vom Pöbel gemißbraucht werde, darf und muß uns nicht irren: denn wer legte uns die verwirrte Sprache des Pöbels zum Gesetz auf? Es giebt aber keine häßliche Wahrheit, so wenig es ein häßlich Gutes geben kann: dem Erkennenden sowohl als dem Ausübenden sind beide von der höchsten Schönheit.

Lassen Sie uns z. B. bei der Moral bleiben. Ihr Grund liegt im Verstande und Herzen des Menschen; im Wesentlichen ist er auch von allen Völkern anerkannt; die Griechen aber haben ihren höchsten Grundsatz der Sprache nach schön ausgebildet. So verschieden ihre Philosophen sich ausdrückten; so war ihnen allen

Eugend das höchste Geziemende der Menschheit in Gesinnungen, Handlungen und der ganzen Lebensweise, kurz das sittlich-Schöne. Plato suchte es in ewigen Ideen, Aristoteles als die feinste Mitte zwischen zwei Extremen, die Stoische Schule als das höchste Gesetz aller Vernünftigen in einer großen Stadt Gottes; alle aber kamen darinn überein, daß es ein καλον, ein πρεπον, das höchste Anständige der menschlichen Natur sei.

Dies Anständige nun hat keinen Maasstab von aussen; durch politische Gesetze kann mir die reine Gemüthstugend nicht aufgelegt werden; auch die Meinungen andrer erkennen sie als ihr Gesetz nicht. Noch weniger die Bequemlichkeit, den Nutzen, die Eitelkeit des Artigen von innen und außen; äußerst mißverstanden sind

Griechen und Römer, wenn man ihr honestum, ihr pulcrum et decens dahin erniedrigt. In jedem zweifelhaften, schweren Fall setzten sie es dem Nutzen, der Bequemlichkeit, der äusserlichen Ehre und Schande gerade entgegen; Arbeiten und Mühe, Marter und Tod wählten sie für diese schöne Braut, den höchsten Kampfpriß des Lebens, das rectissimum, optimum, die Tugend.

Und mich dünkt, dies höchste Anständige der Menschheit enthalte sowohl die schärfste Bestimmung als den innigsten Reiz der Tugend. In ihr befolge ich nämlich nicht sowohl ein Gesetz, das ich mir selbst aufgelegt habe, oder als Gesetzgeber allen vernünftigen Wesen auflege. In der stolzen Monarchie mein selbst verwechseln sich oft Gebieter und Sklave; einer betrügt den andern; dieser

sträubt sich, jener brüstet sich; und überhaupt ist ein Gesetz, als Gesetz, ohne Reiz und inneres Leben. Das mir selbst, das der Menschheit Anständige reizt; es reizt unaufhörlich, als ein nie ganz zu erringender Kampfspreis, als meiner innern und äussern Natur, als meines ganzen Geschlechts höchste Blüthe. Wer dafür keinen Sinn hätte, der würde sich zwar selbst nicht verachten; er bliebe aber eben dadurch ein Unmensch, weil ihm dies Anständige, diese innere Wohlgestalt, das Gefühl und Bestreben des honesti fehlte. Er ist, (in der Sprache der Griechen zu reden,) ein Thier oder Halbthier, ein Centaur, ein Satyr.

In der Menschheit hat dies Ideal des moralischen Anstandes so viele Stufen der Annäherung, daß es nicht etwa nur Gesinnungen für sich und die Seinen,

sondern Vaterland und zuletzt die ganze Menschheit unter sich begreift. Der wäre der Edelste und Schönste, der mit den größten Gefahren, der schwersten Mühe, der langsamsten Aufopferung sein selbst, nicht Freunde, nicht Kinder, nicht das Vaterland allein, sondern die gesammte Menschheit zu dieser innern süßen Würde, dem lebendigsten Gefühl des honesti jeder Art, mithin zum Endlosen Bestreben nach der reinsten Menschenform heben könnte. Hier höret Despot und Sklave völlig auf; auch wenn ich mir gebiete, bin ich unter dem Evangelium, in einem Wettkampf liberaler Uebung. Wenn ich das Schwerste und Größeste gethan hätte, habe ich nichts gethan; ich weiß nicht, daß ich es gethan habe; aber dem Ziel fühle ich mich näher, ein Retter, ein Erhöher der Menschheit in mir und an-

bern zu werden aus innerer Lust und Neigung. Sie sehen, in welchen unendlichen Plan diese Idee des moralisch = Schönen (*καλον κ'αγαθον*) gehöret.

„Die Erziehung der Alten, sagt Winckelmann \*), war der unsrigen sehr entgegengesetzt. Bei ihnen in ihren besten Zeiten wurden nur heroische Tugenden geschätzt; diejenigen nämlich, welche die menschliche Würdigkeit erheben, da andere hingegen, durch welche unsre Begriffe sinken und sich erniedrigen, nicht gelehret noch gesucht, vielweniger auf öffentlichen Denkmalen vorgestellt wurden. Jene Erziehung war bedacht, das Herz und den Geist empfindlich zu machen für die wahre Ehre; die Jugend zu einer männlichen großmüthigen Tugend zu gewöhnen, wel-

---

\*) Allegorie, S. 13.

che alle kleine Absichten, ja das Leben selbst verachtete, wenn eine Unternehmung der Größe ihrer Denkungsart nicht gemäß ausfiel. Bei uns wird die edle Ehrbegierde ersticket und der tunne Stolz genähret.“

74.

Wie wäre es, wenn ich Ihren Gang in Arkadien unter den Kunstgebilden der Griechen mit einigen Stimmen der griechischen Muse begleitete? Sie zeigen wenigstens, daß das Menschengefühl, das Werke der Kunst schuf, sie auch ansah, daß man den milden Sinn des Künstlers zu erfassen und auszudrücken strebte.

Die griechische Anthologie giebt uns hiezu mehr als Einen Wink, und Heyne

hat in ein paar Vorlesungen diese gesammelt. \*)

Der stolzen Juno hat wahrscheinlich ein Griechisches Epigramm ihren Todfeind, den Herkules an die Brust gelegt. \*\*) Der Dichter fand, daß die marmorne Brust, dem Kinde die Milch versagend, die Brust einer Stiefmutter, einer Juno seyn mußte — nicht ohne Grund. Diese zarte Pflicht mütterlicher Liebe gehört wirklich mehr für den Pinsel des Mahlers, als für den harten Marmor.

Kräftiger drückten die Griechen die mütterliche Liebe im Kampf der Lei-

---

\*) Priscae Artis opera ex epigrammatibus graecis partim eruta partim illustrata. Comment. I. II. v. Comment. Soc. Goetting. hist. et phil. T. X. p. 80.

\*\*) Brunk Analect. T. III. p. 202.

denschaft aus. Wie jene Henne, die von Schnee und Kälte erstarret auch im Tode noch das Nest ihrer Geliebten deckt und es vor dem Tode beschirmt \*); so stehet in der Kunst die für alle ihre Kinder leidende Niobe da, und die Stimme der Musen bezeichnet das Ideal der mütterlichen Heroide:

Schau das lebendige Bild der unglückseligen  
Mutter;

Noch im Tode beweint ihre Geliebtesten  
sie,  
Mit unhörbarer Klage; sie steht erstarret.

Der Künstler  
Bildete sie, wie im Schmerz lebend zum  
Felsen sie ward.

---

\*) Herders zerstreute Blätter Th. 1. S. 90.  
Anthol. Steph. L. I. Cap. 87.

Und da die Bildsäule der Mutter mit  
denen um sie getödteten Kindern einen  
entfernten Anblick foderte, so sprach der  
Dichter:

Stehe von fern' und wein', anschauender  
Wanderer. Tausend  
Schmerzen zeigen sich hier, die ein un-  
glückliches Wort

Dieser Mutter gebracht. Zwölf Kinder, Brü-  
der und Schwestern,

Liegen von Artemis Pfell, liegen von  
Cynthius Pfell

Schon danleider; die andern ereilt ihr Köcher.  
Es ächzet

Sipylus dort auf der Höh. Schaue,  
die Mutter erstarrt.

In einem andern Epigramm hebet sie  
die Hände empor; es löset sich ihr Haar;  
seufzend schauet sie umher; dieser Tochter  
schlägt das Herz in der Angst des Todes,

jene schmieget sich sterbend an sie, eine andre ist schon erblaßt. So ihre Söhne; Gram folget der Mutter ins Todtenreich nach. — Eine andre Stimme bringt der Erstarrenden die Nachricht vom Tode ihrer Kinder. \*) Kurz, Niobe steht im Namen aller Unglücklichen da, die je ein blühendes Geschlecht beweinten. Wie manche Töne der Vater- und Mutterliebe, kommen uns hierüber aus der Anthologie wieder, wenn wir, wie z. B. dort auf der Mnasylla Grabe die Tochter im Arm der Mutter verschneiden sehen \*\*), und sonst in mancherlei Art Denkmale der Liebe auf den Gräften der Gestorbenen erblicken. So oft mir das bekannte Bild erscheint, da Merkur eine schüchterne

---

\*) Anthol. Stephan. C. 9. l. 4.

\*\*\*) Brunk Analecta III. 4.

Seele dem gütigen Pluto und der Proserpina darstellt, höre ich jene fragende Stimme:

Du, der Proserpina Bote, wer ist es, den  
du o Hermes

Schon so frühe dem Reich dunkeler  
Schatten gefellst?

„Gener Ariston ist's von sieben Jahren. Du  
siehest

Zwischen den Eltern ihn dort stehen im  
traurigen Mahl.“

Ehränenliebender Pluto; dir reißt ja Alles,  
was athmet;

Und du mähest die Frucht früh' in der  
Blume dir schon?

Um den Schmerz der Mutterliebe zu  
hören, lesen Sie der Hekuba, Progne,  
der Andromache Klagen; hören

Sie, wie von den Stürmen des Meeres  
umhergetrieben, die Danaë ruft: \*)

Als um die Kunstgezimmerte Kiste  
Brauste der Wind und das wogige Meer;  
Da sank erstarrt vor Schrecken  
Der Mutter das Herz. Mit Thränenbe-  
deckter Wange

Schlang' sie um Perseus ihren liebenden  
Arm und sprach:

„O Kind, was leid' ich um dich!

Und du schlummerst mit deinem unschuld-  
gen Herzen

In dieser grausen, Erzumklammerten, nächst-  
lichen Wohnung,

In schwarzer Finsterniß so sanft.

Der Welle, die um dein weiches Haupthaar  
schlägt,

Und der Winde Sausen achtest du nicht;

Da

---

\*) Brunk. T. I. p. 121.

Da im Purpurkleide verhüllet  
Dein schönes Antlitz ruht.

Gewiß, wenn dieses Erschreckliche  
Dir schrecklich wäre, du vernähmst  
Von meinen Klagen ein kleines Wort.

Doch schlafe sanft, mein Kind!  
Schlaf auch das Meer, mein unermessliches  
Unglück, schlafe.

Bereite, Vater Jovs, der strafenden Eltern  
Rath —

Und sprach ich jetzt ein zu verwegnes Wort,  
Verzeih, um dieses deines Kindes willen  
verzeih.

Sie erinnern sich jenes stürzenden Gip-  
fels, der ein schlafendes Kind nicht trift,  
weil auch der harte Stein den Schmerz  
der Mutter fühlte. \*) Sie erinnern sich

---

\*) Zerstreute Blätter Th. 1. S. 12.

der Mutter, die ihr Kind vom Rande  
des Abgrundes mit ihrer Mutterbrust hin-  
weglockt und ihm zum zweitemal das  
Leben schenket. \*) Diese und so manche  
andre Stimmen der Mutterliebe erklären  
uns die heilige Innigkeit, die um alle  
Gebilde des Alterthums in dieser Gattung  
schwebet.

Der höchste Triumph der Kunst im  
Ausdruck dieser Empfindung erscheint end-  
lich im Bilde der Medea, der Kindes-  
mörderinn selbst. Den Streit der wüten-  
den Eifersucht mit der mütterlichen Liebe  
wußte Timomachus so sichtbar zu ma-  
chen, daß man sah, sie wolle tödten und  
retten. Im drohenden Auge hing eine  
Thräne, in ihr Erbarmen war Zorn ge-

---

\*) Zerstr. Bl. Th. 1. S. 84. Anth. St. I. 1. c.  
87.

mischt; sie zögert zur That zu schreiten;  
gnug, sagte zum Künstler der Weise,  
Gnug die Zögerung, gnug! Der Kinder Blut  
zu vergießen,  
Stemet Medeens nur, nicht des Ty-  
m o m a c h u s Hand.

Was hier der Weise sprach, sagte das  
edlere Menschengefühl dem Künstler selbst.  
Eine Reihe von Sinngedichten preisen  
diese feine Schonung \*); andre stellen das  
Bild der Medea, als ein Schreckbild  
vor, an welchem auch die Schwalbe nicht  
nisten sollte. \*\*)

A t h a m a s zürnere selbst nicht seinem Sohne  
L e a r c h u s

Wie Medea; sie ward Mörderin ihres  
Geschlechts.

H 2

---

\*) Anthol. Steph. l. 4. c. 9.

\*\*) Zerstr. Blätter, Th. 1. S. 6. Anth. Steph.  
l. 1. c. 87.

Eifersucht ist ärger als Wut. Vermag eine  
Mutter

Kinder zu morden; o wem sollen sich  
Kinder vertraun?

Wer, wenn er dergleichen Anwendungen  
der Griechischen Kunst lasset, wird  
nicht mit Freude fühlen, daß Menschen  
sie für Menschen geübt haben?

75.

Reizend, wie die Kunst der Griechen, wenn sie die Kindesjahre darstellt, ist auch die Stimme der Musen, die sie erklärt. Gehen Sie alle Ländeleien durch, in welche Dichter und Künstler den kleinen Gott gesetzt haben, und nehmen ihm die Flügel, so sind es gewöhnliche Kinder- und Knabenspiele, womit er sich belustigt.

Was ist holdseliger, als ein schlafendes Kind? Die Kunst und das Epigramm erfreuete sich also sehr am schlummernden Amor. „Man solle ihm nicht nahen,

sprach diese; auch im Schlafe traue man ihm nicht.“ Oder er wird im Schlummer gefesselt, seine Pfeile werden ihm genommen; seine Fackel wird in eine Quelle gesteckt, damit sie erlösche; und es erglüht die Welle, sie wird ein Lustbad der Liebe.

Was ist Kindern erfreulicher, als mit Pfeil und Bogen zu spielen, sich zu kränzen, Blumen zu brechen, Schmetterlinge zu verfolgen, wohl auch zu quälen; mit dem Schwan, der Gans, der Taube zu tändeln, auf jedem Lebendigen zu reiten, sich in die Kleider, in den Waffenschmuck der Erwachsenen zu setzen, sich zu verstecken und finden zu lassen, einander zu erschrecken, sich zu maskiren. — Lauter Spiele des Amors, in Kunst und Dichtkunst, mit immer neuer Veränderung und Bedeutung. In Spielen der Kinder und einer Mutter mit Kindern ist Amors ganzes

Reich, seine Scherze und Unfälle, seine  
 Begegnisse mit Paphia, mit der Psyche,  
 mit Herkules, mit dem Löwen, der Bie-  
 ne, den Kränzen, u. f. uns vor Augen;  
 alle mit zartem Kindesinn gedacht und  
 mit Griechischer Lieblichkeit angewendet.  
 Aus dem einzigen Wort Psyche, das  
 den Schmetterling und die Seele bedeu-  
 tet, sind hundert sinnreiche Anwendungen  
 in Kunst und Dichtkunst entsprossen, de-  
 ren eine die andre erklärt hat. Wenn  
 Amor und Psyche beide als Kinder ein-  
 ander küssen; meint man nicht, in diesem  
 Augenblick, im ersten Gefühl ihrer unschul-  
 digen Liebe sproßten beiden die Flügel?  
 So wenn Psyche dem Amor flehet, wenn  
 er sie peiniget oder tröstet. — Glaube man  
 doch nicht, daß Apulejus diese Fabel er-  
 fonnen habe; sie war lange vor ihm da  
 in Denkmahlen, die sein Zeitalter nicht

bilden konnte, ja selbst in der Sprache. Er that nichts, als die einzelnen Auftritte zu einem Märchen dichten, und dazu auf eine sehr Afrikanische, der Venus unanständige Weise. Selbst die Symbole beider Personen, den Schmetterling und die Fackel hatte die Dichtkunst vielfach angewandt; Liebenden ließ sie die Fackel Amors bis in die Unterwelt leuchten.

Die Schönheit der Jünglinge in der Kunst hat die griechische Poesie ebenso süß begleitet. Ich darf sie nicht an die zwei Oden Anakreons erinnern, die Franz Junius für die Kunst commentirt hat; in Dichtern und Weltweisen, von Plato bis zu Plutarch, von Homer bis zum letzten Romanschreiber der Griechen wird dieser Jugendblüthe der Schönheit wie auf einem Altar der Grazie geopfert. Der Kuß jenes jüngern

Plato, in welchem seine Seele ihm auf den Lippen schwebte, hauchet noch; sein geliebter Stern, ( $\alpha\sigma\eta\rho$ ) den er mit tausend Augen anzusehen wünschte, glänzet noch unter den Sternen. So mehrere Gedichte Meleagers; und o wäre die Stimme der Lyra nicht verhallt, die diese Blume der Menschheit mit höchstem Wohlgefallen pries! Die Griechische Sprache hat in Bezeichnung der Jugend=Grazie einen anerkannten Reichthum an Ausdrücken, unter andern auch deswegen, weil diese meistens auf die Kunst anspielen. Die Kunst machte ihre Begriffe klar, und gab ihren Empfindungen die Gestalt der Worte. Unter andern z. B. finde ich, daß die Jungfräulichkeit des Jünglings, die holde Schaam auf seinem Gesicht, in seinem Anstande und in seinen Sitten eben so hoch von der Muse geprie-

fen ward, als die Kunst sie fein ausdrückte. Beide bemerkten die zarte Blüthe des Lebens, in der sich die Geschlechter gleichsam trennen wollen, und doch noch zusammen wohnen; (ein Punkt, der von den Neuern sehr mißverstanden ist, und den auch die spätere Kunst vielleicht zu äppig ausgebildet,) als den wahren Reiz der Schönheit. Kein Jüngling, dünkt mich, kann Einen dieser Jünglinge anschauen, ohne daß die heilige Schaam sich sanft auf seine Stirn senke, und jeden Frevel, jede Frechheit von ihm verschewehe.

Fügen wir hierzu die Stimme der Mussen, die das Gefühl der Freundschaft, der Schwester- und Bruderliebe, der Pietät gegen Eltern, gegen Wohlthäter des Menschengeschlechts, gegen Götter und Helden singet; hö=

ren wir bei dem Dichter die Klagen  
 Achills um seinen Patroklos, der  
 Elektra um ihren Orest, der Antigo-  
 ne um ihren Bruder Polynices; hören  
 wir den Priamus um die Leiche seines  
 Sohnes bitten, den Ajax sein nachblei-  
 bendes Kind segnen; begleiten wir bei Eu-  
 ripides die jungfräuliche Iphigenia  
 zum Opferaltar, die Polyxena zu  
 Achills Grabe; und sehen jene den Orest  
 wiedererkennen am Altar der Diana;  
 und hören Hippolytus Klagen über die  
 Liebe seiner Mutter u. f. — so schließt  
 sich uns das Herz auf zu diesen edeln Ge-  
 stalten, auch wenn sie in der Kunst er-  
 scheinen. Wir verstehen die Sprache, die  
 um Orest und Pylades, um Iphige-  
 niens und Hippolytus stumme Lippen  
 schwebet; wir begreifen die Seelenvolle  
 Einfalt, die uns in jeder Griechischen

Gruppe, bei jedem friedlichen Zusammen-  
seyn mehrerer Personen innig vergnügt.  
Wir verstehen die Trunkenheit des Dankes  
im Haupt der Ariadne, die Scham  
in der Andromeda, die vom Felsen  
niedersteiget, im Antlitz der wiedererken-  
nenden Iphigenia Wuth, Erbarmen  
und zärtliche Erinnerung wunderbar ge-  
mischt, und lesen, wie der Dichter sagt,  
den ganzen Trojanischen Krieg in der Po-  
lyxena Augen. \*) Ohne jene erklärn-

---

\*) Zur Erläuterung mögen dienen die aus der  
Anthologie übersetzten Epigramme, Zerstr.  
Blätter Th. 1. S. 9:12. 16:19. 22. 23.  
31. 34. 39. 45:47. 52. 55. 56:58. 62:70. 81.  
86. 91. 98. Th. 2. S. 14:23. 34:41. 44. 45.  
62:67. 78. 79. 85. 87. 94. 95. Die Stellen bei  
Homer, Sophokles und Euripides,  
auf welche sich der Brief beziehet, sind Je-  
dermann bekannt. Die Epigramme, die  
Stolberg, Voß, Conz u. a. übersetzt  
haben, wünschte ich gesammelt zu finden.

de Stimme der Dichtkunst würden uns die Kunstgestalten der Griechen vielleicht Wundererscheinungen seyn; jetzt werden sie unserm Herzen innig-zusprechende Freunde.

Da endlich die höchste Blüthe der schönen Gestalten Griechenlands eine Heldentugend in jeder Art und in beiderlei Geschlecht war: so wird hierüber die Stimme der Musen gleichsam ein fortgehender Hymnus. Von jener Vorstellung an, da die Nymphe den Jupiter als Kind tränket, bis zur Erziehung Achills bei seinem freundlichen Centaurus, vom Herkules, der in der Wiege die Schlangen erdrückt, durch alle Gefahren hin, bis er zum Olymp und zum Besitz der Hebe gelanget, stehen Helden und Heldinnen, Krieger, Kämpfer, Wettseiferer um den Ruhm eines großen Verdien-

stieß für ihr Vaterland, für ihre Freunde  
 und Gefellen in Stellungen vor uns, wie  
 sie die Muse verkündigt, und ihnen den  
 Kranz der Unsterblichkeit darreicht. Ohne  
 dieses Gefühl der Ehre wären keine schöne  
 griechische Körper und Seelen, keine Hel-  
 den und Götter, auch keine Kunst, die sie  
 würdig darstellte, entstanden: denn auch  
 die griechischen Götter und Göttinnen sind  
 Helden der Tugend, d. i. einer Virtu-  
 sität, jeder in seiner Art. So preisen  
 sie die Hymnen; den Zeus als den Mäch-  
 tigsten und Besten, dem Themis zur  
 Seite sitzt, und mit ihm weise Gespräche  
 pfleget; die Pallas, aus seinem Haupte  
 geböhren, als eine Beschützerin der Städ-  
 te, die Meisterin des Krieges, die Erfül-  
 derin der schönsten Künste des Friedens;  
 so den Hephästus, der den Sterblichen  
 die nützlichsten Werkzeuge und Gaben ge-

schenkt hat; Hermes und Vesta, die Wächter des Hauses; Bacchus und Apollo, die Ideale griechischer Heldenzugend in zwei verschiedenen Gestalten; sammt der Artemis, Demeter, Aphrodite, selbst Ares, und Here. Alle sind Ideale der Werkthätigkeit und Vollkommenheit in einer gewissen Art, und als solche Vorbilder der Menschen. Der Hymnus des Homeriden an Apollo ist der Glorreichste Commentar des Gedankens, der den Künstler bei der Darstellung des Gottes belebte; so in verschiedenen Stufen die andern Homerischen Hymnen. Die Weihgesänge des Orpheus und Proklus verdunkeln oft die Gestalt des Gottes, und verhüllen sie in einen heiligen mystischen Nebel. Aber Homer und Pindar, die tragischen Chöre und jeder Laut einer ältern Stimme

simplicirt die Gestalt und kommt der Kunst nahe. Alle zeigen, der höchste Kampfspreis der Griechen sei in den frühesten Zeiten Männlichkeit, (Tugend,) in den spätern Nutzbarkeit fürs gemeine Beste, schöner Wohlstand und die Blüthe eines unsterblichen Ruhmes gewesen. In solcher Rücksicht schaue man Götter und Helden an; sie ermuntern uns alle, unsre Tage nicht in üppiger Trägheit langsam zu verdauen, sondern, worinn es sei, nach dem edelsten, höchsten Kranz in einem bestimmten und vollendeten Charakter zu streben. Kräftiger kann dies schwerlich gesagt werden, als es uns die Bildsäulen und Denkmahle der Götter und Helden, der Dichter und Weisen von Theseus bis zu Antonins Zeiten hinab, begleitet von der Stimme der Musen sagen. Sei deine äußre Gestalt

stalt dem Gott und Helden unähnlich;  
dein Gemüth darf es im Besten ihres  
Charakters nicht seyn: denn dies Bes-  
te ist in jedem ihrer edlen Geschäfte Vir-  
tuosität, Tugend.

76.  
Die bestimmte und schöne Art, wie die Griechische Kunst in menschlichen Charakteren die Form von der Unform trennte und diese in Regeln einschloß, ist ein Meisterwerk ihres sondernden Verstandes. Daher, daß wir so wenig Porträte und so viel Ideale der ältern Griechischen Kunst sehen; daher, daß auch in ihren Ungeheuern und verworfenen Gestalten so viel Bedeutung wohnt. Ihr Volk der Satyren hat mich nie erschreckt; Gestalten dieser Art gehörten dahin, wo sie standen

und zeigten an, daß auch unter dem ländlichen Volk Freude herrschen sollte. Wo diese verstummt, wo kein Pan und Satyr die Flöte bläset, keine Nymphen im Hain und auf den Wiesen ländliche Feste feiern; da stehen freilich sowohl die Satyren, als die Götter und Helden am unrechten Ort; sie sind Bedeutungslose Götzenbilder.

Aber auch darinn muß der schöne Verstand der Griechen gepriesen werden, wie sie die Denkmahle der Götter gefellten. Oft standen die verschiedensten neben einander, und Einer milderte des andern Bedeutung; die Ueberschrift bemerkte dieses. So fügte die Kunst nicht etwa nur den Mars und die Venus, Vulkan und Pallas, sondern auch Bacchus und Pallas, Bacchus und Herkules, die Hoffnung und die

Nemesis, Vergessen und Erinnerung, und so manche andre Dinge zusammen, die sich einander gleichsam beschränkten oder belehrten. Ein angenehmer Lustweg wäre es, den Pausanias, und die griechischen Dichter in dieser Absicht zu durchwandeln: denn was die Allegorie der Griechen eben so schön macht, ist ihre holde, ich möchte sagen, wahre Einfalt. Nie wollte sie zu viel sagen; sie ward nur gebraucht, wohin sie gehörte, wo man durch sie sprechen mußte. Nach Gelehrsamkeit strebte sie nur in den schlechtern Zeiten; was sie aber sagte, deutete sie so an, daß wenn man das Bild auch nicht verstand, man doch ein schönes Bild sah und von der Vorstellung selbst geneigt gemacht wurde, ihr einen Sinn anzudichten. Ein Vorzug, den wenige neue Allegorieen erreichen.

Aber es kam die Zeit, da dieser schöne Kunstsinne untergehen, und eine gedrückte, mystische Vorstellungsart die Gemüther der Menschen benebeln sollte. Lange, barbarische Jahrhunderte hindurch waren dem Schmetterlinge die Flügel genommen; er kroch als Raupe daher, oder lag eingesponnen in rauhen Windeln. Als er wieder erwachte, zeigte sich, (wir wollen es nicht verhehlen) eine neue sittlichere Kunstgestalt, von welcher in manchem Betracht die Griechen nicht wußten. Das weibliche Geschlecht, das bei ihnen in Gynecäen eingeschlossen war und, wenige Fälle ausgenommen, nur in Gestalt der Göttinnen und Amazonen, der Musen und Nymphen der bildenden Kunst einverleibt werden konnte; (von den griechischen Gemälden können wir nicht urtheilen) dies Geschlecht hatte durch das

Zusammentreffen christlicher und nordischer Sitten gleichsam einen öffentlichen Charakter, und mit diesem eine sittliche Bildung erhalten, von der vielleicht die Griechen nicht wußten. Ich möchte sie die christliche Grazie (Carita) nennen, die, nachdem sie in den Lobgesängen auf die heilige Jungfrau lange gepriesen war, auch auf ihre Nachbilder überging, und in den Gesängen der Troubadoren zuerst jene züchtige Anmuth schuf, in der sich Religion, Liebe und häusliche Sittsamkeit wie drei Huldgöttinnen zusammengesellten. Diese christliche Grazie ist es, die zuerst in den Bildern der Maria erschien, aus ihnen sodann in die Gesänge der Dichter überging und von den Zeiten der wiederauflebenden Kunst die Compositionen der Neuern mit einem eignen Geist durchhauchte. Gewiß hatte die

Welt während der barbarischen Jahrhunderte nicht geschlafen; Völker, Sitten, Ideen hatten sich mannigfaltig gemischt und geläutert; von diesem vielleicht etwas dumpfen, aber nicht verwerflichen Geschmack zeugt schon die ältere florentinische Schule. Raphaelklärte ihn durch Formen der Alten, ganz in eigener Weise, auf; andre Glückliche folgten. Selbst die Uebertreibungen des Julio Romano und mehrerer seines Gleichen zeigen in ihrer Trunkenheit einen Reichthum neuer Begriffe, obwohl ohne Maas und Ziel; einige neuerfundene Gehülfskünste gaben ohnedies dem Ganzen eine andre Ansicht. Welch ein schöner, fast noch unberührter Kranz blühet für den, der Raphaels Genius in seiner eignen holdseligen Gestalt durch alle seine Werke verfolgen, und außs bestimmteste zeigen wird, was Er

gegen die Alten sei. Eben dieser Genius wird ihn nothwendig vor- und einige Schritte rückwärts führen. In Ansehung der Humanität taucht er damit in ein weites, hie und da kaum zu berührendes Meer.

Wo stehen wir jetzt mit unserm Kunstgeschmack? — „Neulich,“ sagt Petron, ist jene windige und enorme Schwachhaftigkeit aus Asien nach Athen gewandert, und hat die Gemüther der Jünglinge, die nach etwas Großem streben, mit dem Hauch der Pestilenz vergiftet. Das Richtmaas der Beredsamkeit ist verfälscht, die wahre Beredsamkeit ist verstummet. Wer hat sich seitdem zur Höhe des Thucydides, wer zum Ruhm des Hyperides erhoben? Kein Gedicht sogar hat mit gesunder Farbe hervorgeglänzt; alles ist von demselben Brei genährt, und kann

zu einem rühmlichen grauen Alter nicht  
gedeihen. Auch die Malerei hat keinen  
andern Ausgang haben können, seitdem  
die Reckheit der Aegyptere ein Com-  
pendium dieser so großen Kunst  
erfand. „Petron ist ein Prophet für  
alle Zeitalter; die Compendienkunst  
unserer Aegypter liegt vor uns. Ein  
andermal davon mehr.

77

Bei unsrer weitverbreiteten Deutschen Sprache, die auch in fernen Ländern gesprochen und geschrieben wird, kommen nicht selten kleine Schriften zum Vorschein, die einer allgemeinen Aufmerksamkeit und Theilnehmung werth wären. Aus Dänemark, Preußen, Polen, Kurz- und Liefland, wohl gar aus Amerika wären dergleichen zu nennen; jetzt werde ich Ihnen aus einer kleinen Schrift:

„Bonhommen, geschrieben bei Eröffnung der neuerbauten = = schen Stadtbibliothek;“

einige schöne Gedanken auszeichnen. Damit mich aber nicht eine Jugendliebe zu der Stadt, für die die Schrift zunächst geschrieben ist, angenehm täusche, will ich ihren Namen nur ans Ende versparen, und bloß das Allgemeinnützliche bemerken.

Der Verfasser fängt, wie es seyn muß, von den Grundvesten seiner Stadt, den bürgerlichen Tugenden an. „Ehrenbenennungen sagt er, welche Betriebbarkeit, Mäßigung, Liebe zur Ordnung andeuten, die gebet dem Städter. Sie erinnern ihn an Tugenden, auf welche sein Wohlstand gegründet ist. Ein Gewerbe, das ohne diese Stadttugenden durch blindes Glück, durch träge Schlaugigkeit getrieben werden könnte, ist nicht das Unfrige.“

„Sie glänzen nicht, diese Tugenden; aber sie wärmen. Sie erhalten die Ge-

müthet ruhig; die Neigung zu städtischen Gewerben und Beschäftigungen wird dadurch gestärket, so wie die Sucht nach äußern Vorzügen diese Gewerbe verleidet. In Städten ist eine Ehre, die Regierungen nicht geben, nicht nehmen können. Wohlstand ist das Wort für Städte. Man denkt sich dabei Mittel und Genuß häuslicher Glückseligkeit. Wohl erworben zu haben, ist hier das gute Aequivalent von dem Wohlgebohren seyn des Ersten Standes, dessen edelster Vorzug es ist, den Zweiten zu beschützen. Jene heroische Zeit verlangte Aufopferungen; Armuth, Entbehrungen waren damals auch Bürgertugenden. Sie sind es nicht mehr. Die Anmuthungen an den Stadtbürger sind jetzt: er soll erwerben, soll das Erworbene genießten; aber zu einem festen Wohlstande ist nur durch

Rechtsschaffenheit und Betriebsamkeit zu gelangen.“

„Zu diesen Bürgertugenden Anleitung geben, das ist in der Macht der Regierung; und es thut dem Herzen wohl, bei Eindringung in den Geist einer Verfassung auf Anleitungen und Antriebe zu ihnen zu treffen. Bei neuen Einrichtungen ist insonderheit daran gelegen, den Geist davon gleich richtig aufzufassen. Dieser erkannte Sinn der Gesetzgebung, in Blut und Saft verwandelt, geht sodann in gute Grundsätze über, die zu Aufrechthaltung der öffentlichen Glückseligkeit so kräftig mitwirken. Der gute Geist ist in einer Gemeine leicht zu erhalten, wo derselbe bereits lange gewaltet hat.“

„Diese Grundsätze, denen der Verfasser viel Lokal-Interesse einstreuet, führen ihn

bei seiner neuerrichteten Bibliothek zum großen Hauptsatz: „Praktische sittliche Aufklärung ist gute Volkserziehung.“

„Die Bücher in der alten Stadtbibliothek, sagt er, waren größtentheils aus den aufgehobnen Klöstern gesammelt; und so standen nun hier, wie vormals in Zellen, dicke Mönchsgelehrsamkeit in Thierhäuten, seltene Bibelausgaben an Ketten, alles ungelesen, in Lichtscheuen Gemächern.“

„Religion und Gelehrsamkeit wohnten unter einem friedlichen Dache; sie gingen aber nicht Hand in Hand, sondern eine jede dieser ernstern Bewohnerinnen ging für sich ihren einsamen dunkeln Pfad. Die Diener der Religion waren Sammler und Bewahrer der zu einer künftigen Anwendung modernden Schätze der Weis-

heit. Ueberhaupt hätte die Religion der Christen, deren praktische Lehren im Testamente für diese so klar sind, den Aufwand von Gelehrsamkeit auch entbehren können. Sie behielt aber nicht lange ihre edle Einfachheit; es entstand die Wissenschaft, Theologie genannt, die von gelehrten Zusätzen wie von frommen Täuschungen, durch alle neue Kraft noch nicht hat gereinigt werden können.

„Diese Religion, welche geoffenbarte Vernunft und die reinste Moral ist, würde mit sittlicher Aufklärung zugleich hieher gekommen seyn, wenn sie nicht bereits in Sünden im Grunde verdorben gewesen wäre, wie sie von da nach dem treuherzigen Norden kam.“ (Hier gehet der Verfasser die nähern Umstände dieser Ankunft durch.)

„Die Religion also, welche Schützerin der Menschheit seyn sollte, trat diese mit

Herrschfüchtigen Füßen; sie predigte nicht mehr Würde der Menschen, die Quelle aller Moral; sondern Erniedrigung. Sie führte Leibeigenthum ein, und hob jedes andre Eigenthum auf; sie herrschte, statt durch Beispiel gehorchen zu lernen.“ — Der Verfasser verfolgt das daher mehr noch im Frieden als im Kriege bewirkte Sittenverderbniß und fährt edel fort:

„Wir wollen diese Misgeburten der Zeit nehmen, wie sie damals, nach den Meinungen und der Denfungsart der Menschen darinn geformt werden konnten. Wir würden in derselben Lage dasselbe Gepräge angenommen haben. Laßt uns aber auch mit derselben Billigkeit das gute, durch Religion nicht belehrte, sondern unterjochte Volk behandeln. Es war von Natur nicht unfähig zum Guten: denn

denn es war schon auf dem letzten Grade der Cultur der bürgerlichen Gesellschaft; es trieb Ackerbau, es lebte in Dörfern. Als es aber durch seinen Unglauben Freiheit und Eigenthum verwirkt haben sollte, als Dörfer zu Hoffeldern gemacht wurden, und der Sauerteig der Sklaverei Jahrhunderte lang in seinem Eingeweide gewüthet hatte; da — verlangte es selbst nichts mehr, als — Brot und Ruthen von seiner Herrschaft. Es verlangte nicht Freiheit.“

„Wie ist denn ein Volk zu zwingen, glücklicher zu seyn, als es selbst seyn will? Zwang und Furcht sind Polizei-Mittel. Das moralische Gute, wovon hier die Rede ist, kann nur durch Besserung des Willens bewirkt werden.“

„Dazu gab man ja dem Volke Lehrbücher? Lehrbücher einem Volke, das

nicht lesen konnte, nicht lernen wollte. Auch Lernen ist eine Arbeit, der es sich so unwillig unterzieht, als jeder andern Arbeit, weil es dafür hält, daß nicht ihm, sondern seinem Herrn die Früchte aller Arbeit gebühren. Gebet dem Volke mehr, als trockenem Unterricht, gebet ihm Erziehung. Gewöhnt es zu Begriffen von Eigenthum, und ihr werdet es einer bürgerlichen Glückseligkeit empfänglich machen. Durch ein zugesichertes Eigenthum würde das Volk Zutrauen zu sich und zu seinem Herrn wieder erhalten.“

„Gebt ihm Erziehung; macht den Menschen in ihm froh und empfindend. Jetzt muß es arbeiten; dann wirds arbeitssam werden.“

„Gebt ihm Erziehung, lehret den Sklaven genießen. Schafft ihm mehr

Bedürfnisse als Schlaf und Trunk; laßt ihm mehr von dem Ersten, als von dem Letzten. Jener König gab den Befehl in seinem Lande, daß der Bauer nicht anders als in Stiefeln, des Sonntags, zur Kirche kommen sollte. Durch dies befohlne Bedürfnis vermehrte er die Cultur auf dem Lande und den Fleiß in den Städten. Wenn unser Landbauer seinen Fuß mit der Haut des für sich geschlachteten Viehes statt wie jetzt mit den Häuten der dazu ausgerotteten Bäume bekleiden wird, dann wird er sich achten, und sowohl sich als das Land besser cultiviren lernen.“

„Diese Mittel, Eigenthum, Frohsinn und Bedürfnis sind Sach- und Lage-Erziehung, die zur Bildung wirksamer ist, als Wortunterricht. Ein Guts- herr gab seinen Landbauern reinlichere Wohnungen und einen Spiegel darinn,

um sich ihre Gestalt vorhalten zu können. Diese Anleitung zur Selbstschätzung, zur Reinlichkeit, ist auch gute Volkserziehung.“

„Wozu aber alle diese Verfeinerungen? Die gegenwärtige grobe Anwendung unwilliger Kräfte schafft schon dem Lande Ueberfluß, und zieht auswärtige Reichthümer dahin. — Glaubt davon nichts. Ein Land ist arm, wo die Wenigsten genießen, und die Mehrsten arbeiten müssen. Es ist alsdenn nicht der Ueberfluß, der aus dem Lande geht, sondern der entzogene Genuß. Was dafür ins Land gezogen wird, ist nicht wahrer Reichthum, und wenn dieser in baarer Münze dahin käme. Reichthümer sind die, welche durch größere Cultur des Landes entstehen und im Lande genossen werden. Auch war bei den Mitteln zur Bildung des Volks nicht die directe Bereicherung der Herrschaft die

Absicht, wenn gleich die Vermehrung der Einkünfte eine Folge ihrer Auslagen bei dieser Bildung seyn würde.“

„Ein in sich erniedrigtes Volk kann, wie gesagt, nur durch langsame geduldige Leitungen auf den Weg, sich seiner Existenz zu freuen, wiedergebracht werden. Und es ist billig, daß die, welche Güter erben, die darauf haftenden Schulden bezahlen.“ —

„So sollte also wohl ein jeder Gutsbesitzer der Erzieher seiner der Erde zugeschriebenen Arbeiter seyn? Allerdings. Und der Regent ist aus angestammter Schuldpflicht der Erzieher des Landes.“

„Die besoldeten Volkslehrer sind zu dieser Erziehung die zugeordneten Räte der Landesbesitzer. Dieser ehrwürdige Stand denkt jetzt allgemein über seine Bestimmung nach, und findet, daß dieselbe

nur dadurch auf die künftige Glückseligkeit wirken kann, wenn er die gegenwärtige befördern hilft. Durch praktische Anweisungen aus der Natur- und Sittenlehre, durch Anleitungen in Gewerben und Wirthschaftsangelegenheiten, worinn derselbe auf dem Lande ohnedies mit verflochten ist, werden diese Volkslehrer jetzt mehr ausgerichten, als jemals durch unfruchtbare Dogmen zu bewirken ist. Warum gesellen sie sich nicht, diese unsre Volkslehrer, den Eingebornen des Landes zur Hülfe?“

„Heil Dir, Gerechter auf A. \* \*, der du mit deinen Erbmenschen, wie mit Mitmenschen, einen gesellschaftlichen Vertrag über gegenseitige Pflichten errichtetest! Leicht sei Dir dafür deine Erde! Zu Deinem Grabe sollten die Söhne des Landes und der Stadt wallfahrten, um gemeinnützige Gesinnungen, richtige Einsichten

über ihr gemeinschaftliches Interesse als Reliquien von da mitzubringen.“ —

Der Verfasser kehrt nach dieser menschenfreundlichen Umsicht zu seiner geliebten Vaterstadt zurück. Die kleinere Menge in Städten, sagt er, ist eher zu beleuchten, insonderheit in einer Handelsstadt, wo Freiheit und Duldung bald nothwendig werden. Hier war anfangs der öffentliche Unterricht ein Monopol der Domherrn. Kaufleute, Feinde von allem Zwange, entzogen sich auch diesem Lehrzwange, und schickten ihre Söhne nach einer auswärtigen Schule, die damals wegen einer bessern Lehrmethode berühmt wurde. Diese kamen mit ihrem dort verfolgten Lehrer zurück und zündeten hier das erste neue Licht an, das man damals nicht, so bescheiden wie jetzt, Aufklärung, sondern dreister, Reformation nannte. Die

Verbesserung kam also von daher, woher eine jede ausgehen muß, wenn sie Grund und Bestand haben soll, von der Jugend und vom Unterrichte.“

Bücher trugen damals noch wenig zur Aufklärung bei. Was auf einheimischen Gymnasien und Akademien damals geschrieben und gelehret wurde, mag wohl Gelehrsamkeit gewesen seyn, beförderte aber, nach Materie, Form und Sprache, in der sie verschlossen war, keine Art der Aufklärung. Und so verschließet immerhin Fruchtleere Gelehrsamkeit, abstracte politische Speculationen; aber gute praktische Wahrheiten behaltet nicht in verschlossener Hand. Sittliche ruhige Aufklärung vollendet, was das schnelle Licht der Erleuchtung nur beginnen konnte. Sie hat vollendet, wenn die tiefe Einsicht in die Natur der moralischen Dinge allgemein geworden ist:

„dass alles öffentliche und privat=Vds-  
sinnse Unsinn und Thorheit sind,

„L., dass Rechtschaffenheit Stadtweisheit  
und Staatsklugheit ist.“

„Zwar ist Bollendung nicht das Loos  
von Hinnieden, aber eine jede vermehrte  
sittliche Aufklärung erleichtert den bürger-  
lichen Regierungen die Sorge für die öf-  
fentliche Glückseligkeit.“ — Werden Sie  
nicht geneigt, nach einem solchen Eingan-  
ge unsern Ober=Bibliothekar weiter zu  
hören? „Dann gedeihet, sagt er, Aufklä-  
rung, wenn auf die untere Masse Licht  
von oben herab fällt.“

78.

Als Geschenke der Gutmüthigkeit stehen vor dem Eingange seiner Bibliothek zwei Köpfe

Homer und Montesquieu.

„Der Erste mit dem Stempel der noch nicht verschliffenen Natur stößt Ehrfurcht ein; man findet sich, auf seinem Angesicht verweilend, so behaglich und mit sich selbst zufrieden. Der Zweite drückt bei aller Offenheit seiner edlen Züge die höchste gesellschaftliche Cultur ab; ihm gegenüber wird man aufmerksam auf sich und empfindet Unruhen. Guter Alter, wie wür-

dest du in einer Unterredung mit dem Präsidenten bei seiner Darstellung der neuern politischen Einrichtung in der Welt stauen! Der Ariadnische Faden dieses Staatsweisen würde dir kaum aus dem anscheinenden Gewirre heraushelfen. Zu deiner Zeit, welch einfacher Gang der Dinge! die Tugenden, wie einförmig; die Sitten, wie schlicht! Die Männer waren alle tapfer, die Weiber alle häuslich. Jetzt Stände, deren jeder verschiedene Pflichten, verschiedene Tugenden, verschiedene Ehre hat: Welche Federn sind bei Bervollkommnung der bürgerlichen Gesellschaft in die vergrößerten Staatsgebäude gelegt, daß Alles, ohne sich zu hindern, zu Einem Zweck wirke! Sie sind „geordnete bürgerliche Freiheit, eine gesetzliche ausübende Gewalt, und Erfurcht für beide.“

Der Verfasser führt uns über China, das treffend geschätzt wird, zu seinem Grundsatz:

Sitten unterstützen die Verfassungen.

„Städtische Gebräuche, sagt er, belacht von dem Hofmann, dem nur Etikette wichtig ist, ehrwürdig dem Staatsmann, der einseht, wie sie an Tugenden hangen und zusammen das bilden, was wir Sitten nannten. Wenn vordem laute Hausandachten gehört wurden, so war dies nicht größere Frömmigkeit, (die wohnt nur im Herzen) es war gute Sitte, welche Ehrerbietung gegen Hausväter, Ordnung im Hauswesen, Regelmäßigkeit in Geschäften und Gewerbe vermehrte. Hat doch die einzige gute Manufactur, die bei uns Bestand gehabt hat, der Gebrauch eingeföhret. Die Töchter der

Stadt sind wie die Lilien auf dem Felde; sie spinnen nicht, aber — sie stricken. Alles von der arbeitsamsten Hand bis zur schönsten strickt, auch bei freundschaftlichen Besuchen, und bei größern Zusammenkünften. Bringt diese gesellschaftliche Handarbeit, die hier in Ehren ist, in Verachtung; (dies ist das Mittel, Gebräuche abzuschaffen;) wieviel Tugend und Wohlstand gingen zugleich verloren.“

Der Verfasser geht mehrere gute Gebräuche seiner Stadt mit seinen Bemerkungen durch, und kommt zu einem andern Satze:

Arbeit und Geduld führen zum Wohlstande.

„Die neuen Erzieher, sagt er, suchen den Schulweg ebner zu machen; sie dürften ihn nur für die Jugend zu ihrer praktischen Bestimmung gerade ziehen.“ In

Lehranstalten würde alsdann die Bildung des künftigen Bürgers so anfangen, wie sie in Dienstjahren fortgesetzt wird. So leicht in den Gewerben des bürgerlichen Lebens die Theorien seyn mögen, so erfordern sie doch in der Anwendung anhaltende Uebungen, um die in Geschäften nothwendige Fertigkeit, Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit sich eigen zu machen. Die in Städten von bedächtigen Vorfahren angeordneten längeren Dienst- und Lehrjahre waren wohl gut, den brauchbaren Mann in der bürgerlichen Gesellschaft zu bilden. Der Ritter wie der Kaufmann, der Kaufmann wie der Handwerker mußten durch die Grade von Knappen, Burschen und Gesellen gehn, ehe sie ein Meisterrecht erhielten. Der ungeduldige Genius unsres Zeitalters bricht lieber herbe Früchte, als daß er ihre Reife ab-

warte. Es gehört nunmehr auch schon dazu ein Herkules, um auf dem Scheidewege der Tauglichkeit oder Untauglichkeit im Staat, jener Verführerin, die mit Seifblasen zum unzeitigen Genusse lockt, nicht zu folgen, sondern mit langsamen Schritten die Höhe zu ersteigen, wo der grünende Kranz des Wohlstandes aufgesteckt ist.“

Auf dieser Höhe spricht der Verfasser vom Gemeingeist, der alles in Rücksicht des Ganzen betrachtet, dem wahren Schutzgeist der Städte.

„Das Alterthum, sagt er, hatte soviel öffentliche Gebäude, prächtig durch ihre Größe; Akademien, Colisäen, Theater u. s., die wie die Luft zum freien Gebrauch waren. Die neuere Zeit hat lauter eingeschränkte Besitzungen, öffentli-

ehe Gebäude, wo der Eintritt vor der Thür bezahlt wird. Sind in unsern engen Kreisen Herz und Geist beschränkter, wie in jenem uns romantischen Alter: so streben wir jetzt desto sicherer nach einem nicht zu hoch gesteckten Ziele.

„Gemeingeist, (public spirit) diese Benennung stammt von der Britischen Insel; wir verehrten ihn aber lange vorher unter dem ehrbaren Namen, der Stadt Bestes. Dieses Wort hatten unsre Voralten oft im Munde. Ihre Errichtungen und Verwaltungen, von welchen wir noch die Vortheile genießen, bezeugen, daß sie die Sorge für das Beste der Stadt auch im Herzen getragen haben. Die Stadt ist eben so glücklich auf die Vorstellung: „wir arbeiten zusammen für uns und unsre Kinder,“ als auf ihre Lage gegründet.“

„An

„An der tödtenden Gleichgültigkeit für ein örtliches allgemeines Beste waren Regierungen weniger Schuld, als Theologen, Staatsbeamte, Philosophen. Die Theologen zuerst sagten: die Erde sei ein Gasthaus für Durchreisende, die nur im Himmel Bürger wären; als wenn Der dort ein guter Bürger werden könnte, der hier ein schlechter war. Die niederen Staatsbeamten redeten nur von einem Kronsz-Interesse; ein Wort, worinn kein Sinn ist, wenn dieses Interesse mit dem allgemeinen Wohl in Widerspruch genommen wird. Und nun die Philosophen mit ihrer Alleweltsbürgerschaft, die nirgend zu Hause ist? Ich bin ein Bürger der Stadt, und nichts was meinen Mitbürger darinn angeht, ist mir fremd. — Diese Gesinnung ist beschränkter, hat aber mehr Energie, als

der Terenzische Ausspruch vom Theater gesagt: homo sum etc. „Da bist du was Nichts! antwortete Lessing von der neuern Bühne. Und was ist auch in einer bestimmten bürgerlichen Gesellschaft der Mensch in abstracto, und ein Bürger in concreto der ganzen Welt?“

Der Verfasser verfolgt den Gemeingeist seiner Stadt auch in die öffentlichen Gesellschaften: denn „wo nistet, würde der Späher Montaigne sagen, die Tugend sich nicht zuweilen hin?“, Andringend und local zeigt er, daß praktische Gelehrte seiner Stadt unentbehrlich sind, und wie sie ihr nützlich werden; er kommt endlich auf die Geschichte der Lecture, „Bücher, sagt er, die Einfuhr fremder Gedanken, ist hier Zollfrei. Eine Censur wäre nützlich: nur Werke von wahren innern

Werth sollten eingeführt und gelesen werden können.“

„Zu uns schießen von Messe zu Messe, so unendlich viele, einander durchkreuzende, auf die veredelten Lumpen Deutschlands geworfene Lichtstrahlen, daß vor zu vielem Licht der Tag oft nicht zu sehen ist. Durch welchen Wust von Schriftchen mußten wir uns durcharbeiten, ehe wir auf die wenigen Bogen

„Etwas, was Lessing gesagt hat, geriethen, worinn so stark die Wahrheit gesagt wird, daß das Gute in der bürgerlichen Gesellschaft nicht befohlen, sondern nur aus freiem aufgeklärtem Willen entstehen kann. Wie viel große Bände mußten wir durchblättern, ehe wir auf die

Ueber die Einsamkeit kamen. Diese stoßen Geschmack an häuslichen Freuden ein, erregen Widerwillen

gegen Geist- und Zeitverderbende Zerstreungen, gegen müßige Beschäftigungen u. s.

„Wirkungen vom Bücherlesen waren nicht so selten, wie noch weniger gedrucktes Papier zu uns kam. Damals waren hier von Zeit zu Zeit herrschende Werke. Pamela, Clarissa, Grandison folgten sich in der Regierung, und theilten diese mit keinen andern Romanen. Auch wurden sie nicht für Romane gehalten, sondern täuschten lehrreich das noch treuherzige Publicum. Dieser gute Glaube an die Existenz vollkommener Muster ist, zum Schaden der Nacheiferung, durch die nachherigen vielen Carricaturen verlohren gegangen, so daß sich ein Romanheld in dem zur Wirkung nöthigen Credit seiner Existenz kaum noch erhalten mag. Als unsre Hausväter nur noch den alten Si-

rach vorzulesen hatten, leiteten seine weisen Lehren Jugend und Alter. Als unsre Töchter nur noch den frommen Gellert lasen, wußten sie seine Moral auswendig. Eine Geschichte der Lectür hängt mit der Geschichte der Sitten sehr zusammen.“ —

Gern möchte ich auszeichnen, was der Verfasser über die Naturgeschichte sagt, wenn es nicht zu local wäre. Er reclamirt alle Naturmerkwürdigkeiten aus Privatsammlungen in die öffentliche Sammlung: „diese hieherzuliefernden Stücke blieben einem Jeden und würden zugleich ein allgemeines Gut.“

„Es giebt also noch, fährt er fort, auf dieser mit Maas und Gewicht zugeheilten Erde, Güter, die gemeinschaftlich besessen werden müssen. Müssen: denn aus den drei Reichen der Natur haben die einzelnen Stücke erst einen Werth,

sind zu Betrachtungen und zum Unterricht erst geschickt, wenn sie in Ein jedem Lernbegierigen offenes Behältniß gebracht sind. In reizenden Privat-Bewahrungen werden sie der Aufmerksamkeit eben so entzogen, als wie sie in der weiten Welt zerstreuet lagen.“ — Mit edlem Enthusiasmus zeigt er die praktische Nützbarkeit dieser Wissenschaft für seine Stadt. „Gewiß, sagt er, hängt von einem veredelten Geschmack eine veredelte Thätigkeit ab. Der Geschmack an Naturkenntnissen verleidet das Gefallen an aller Frivolität, und giebt seinen Liebhabern den Drang zu mancherlei nützlichen Ausführungen. Alles, was die Vegetation befördert und der Natur die Eier unterlegt, worauf sie brütet; aller Wegwurf, sogar todte Nachbleibsel von Allem, was Othem und Wachsthum gehabt hat, von Natur-

kenntnissen begleitet, wird es mit Interesse angesehen werden.“

In diesem Cabinet wie vormals in dem Tempelu sind die inländischen Naturbeobachtungen niederzulegen. Diese Wetter- und Krankheitsjournale, mit der jährlichen Erndte und den Mortalitätslisten in Vergleichung gebracht, würden zu einer allmällichen Kalender-Verbesserung Stoff geben; mit einer plözllichen Verbesserung hat es nirgend glücken wollen. Der Mensch, der einmal vom Denken abgebracht ist, befindet sich bei seinen Zeichen und Wundern so behaglich, wie der Philosoph bei seinem einmal angenommenen System. Naturkenntnisse bringen auf den Weg der Wahrheit zurück und lehren Aberglauben kennen und verachten.“

79.

Leicht werden Sie denken, mit welcher Gemüthsstimmung der Verfasser in den großen Büchersaal der vier Facultäten eintritt. Er läßt einen Peripatetiker funfzig Denkschritte in die Länge machen, und ihn fragen:

„Alle die ungeheuren Päckete, Theologie, Jurisprudenz bezeichnet, müßet Ihr studiren, jene, um Gott verehren zu lernen, diese um mit euren Mitbürgern in Friede zu leben?

„So ist es wohl bei Euch eine gelehrte, schwer zu erlernende Kunst, wie fromme

Gefinnung zu erregen und darnach zu handeln ist? Ihr habt besondre Gelehrte, die die Gesetze wissen, die alle andre doch auch befolgen sollen? Wenn Eure Gelehrte diese Wissenschaften für die übrige Menge lernen und anwenden: so ist es bequem für diese Menge, wenn dies fremde Wissen im Leben und im Sterben ihr zugut kommt.“

„Welch ein Schatz da in dem anstossenden Schrank für die Heilkunde! Ihr werdet wohl, seit Hippokrates, der nur noch den Gang der Krankheiten beobachtete, die Mittel gefunden haben, sie alle zu heben? Zu seiner Zeit war das Leben kurz, die Kunst lang; jetzt ist's wohl im umgekehrten Verhältniß?“

„Aber die angelegentlichste Frage des Mannes im Mantel würde gewesen seyn, wieviel spekulative Wahrheiten von den

neuern Philosophen gefunden worden und  
 im philosophischen Schrank aufbewahrt  
 ständen? Eine einzige, antwortet der Ver-  
 fasser, von meinem Freunde Kant, diese:  
 daß wir noch keine Philosophie, keine rei-  
 ne hatten. Eine Wahrheit, die er bewie-  
 sen hat, und die Sokrates vor ihm,  
 ohne Beweis, so ausdrückte: wir wissen  
 nichts. Durch schwelgerische Spekulation-  
 en über überfinnliche Dinge abgeleitet,  
 Hessen wir das uns zum Bearbeiten ange-  
 wiesene Feld mit dem eingesireueten Sa-  
 men in uns verwachsen daliegen. Nach-  
 dem der Schutt des angehaften Wis-  
 sens, wodurch die Vernunft mit sich selbst  
 in Widerspruch kam, vom Herzen geräumt  
 ward, konnte dasselbe für das Sittlichgute  
 freischlagen.“

„Wir erfahren nämlich durch unsern  
 innern Sinn die unbedingte Forderung:

recht zu thun. Wir erfahren in uns die Freiheit, nach dieser Forderung zu handeln. Von diesen beiden Thatsachen können wir sicher ausgehn und sicher schließen: wir sind moralischen Ursprungs. Ein höchstes moralisches Wesen hat dies Gesetz und diese Freiheit in uns gelegt; unsre Bestimmung ist moralisch, selbstverdiente Glückseligkeit. Wer mir in meinen letzten Augenblicken noch eine gute Handlung vorzuschlagen hat, dem will ich danken, sagte Kant zu seinem ihn besuchenden Freunde.

Unnennbar schön und nützlich wäre es gewesen, wenn diese reine Absicht Kants von allen seinen Schülern, (von den Bessern und Besten ist es geschehen) erkannt und angewandt worden wäre. Das Salz, womit er unsern Verstand und unsre Vernunft abreibend geschärft und geläutert

hat, die Macht, mit der er das moralische Gesetz der Freiheit, in uns aufruft, können nicht anders als gute Früchte erzeugen. Und niemand wäre es eingefallen, seiner Absicht gerade zuwider, das Dorngebüsch, womit er die verirrte Speculation eben verjäten wollte und mußte, zu einem Gartengewächs auf jeden nutzbaren Acker, in jede populäre Kunst und Wissenschaft zu verpflanzen. Und niemand wäre es eingefallen, die Arznei, die er zur Reinigung vorschrieb, als einziges und ewiges Nahrungsmittel nicht anzuempfehlen, sondern durch gute und böse Künste aufzudringen und anzubefehlen. Jedoch ging es dem Griechischen Sokrates in seinen Schulen anders?

Ich habe das Glück genossen, einen Philosophen zu kennen, der mein Lehrer war. Er in seinen blühendsten Jahren

hatte die fröhliche Munterkeit eines Jünglings, die, wie ich glaube, ihn auch in sein greisestes Alter begleitet. Seine offene, zum Denken gebauete Stirn war ein Sitz unzerstörbarer Heiterkeit und Freude; die Gedankenreichste Rede floss von seinen Lippen; Scherz und Wiß und Laune standen ihm zu Gebot, und sein lehrender Vortrag war der unterhaltendste Umgang. Mit eben dem Geist, mit dem er Leibniz, Wolf, Baumgarten, Crusius, Hume prüfte, und die Naturgesetze Kепplers, Newtons, der Physiker verfolgte, nahm er auch die damals erscheinenden Schriften Rousseau's, seinen Emil und seine Heloise, so wie jede ihm bekannt gewordene Natur-Entdeckung auf, würdigte sie, und kam immer zurück auf unbefangene Kenntniß der Natur und auf moralischen Werth des

Menschen. Menschen = Völker = Naturgeschichte, Naturlehre, Mathematik und Erfahrung, waren die Quellen, aus denen er seinen Vortrag und Umgang bezog; nichts Wissenswürdiges war ihm gleichgültig; keine Kabale, keine Sekte, kein Vortheil, kein Namen = Ehrgeiz hatte je für ihn den mindesten Reiz gegen die Erweiterung und Aufhellung der Wahrheit. Er munterte auf, und zwang angenehm zum Selbstdenken; Despotismus war seinem Gemüth fremde. Dieser Mann, den ich mit größter Dankbarkeit und Hochachtung nenne, ist Immanuel Kant; sein Bild steht angenehm vor mir. Ich will ihm nicht die barbarische Inschrift setzen, die einst ein sehr unwürdiger Philosoph empfing:

Noſter Ariſtoteles, Logicis quicumque  
fuerunt

Aut par aut melior; ſtudioꝝ cog  
nitus orbi

Princeps; ingenio varius, ſubtilis et  
acer,

Omnia vi ſuperans rationis etc. —

ſondern mit dem Verfaſſer der Bonhom  
mien ihn, ſeiner Abſicht nach, Sokra  
tes nennen und ſeiner Philoſophie den  
Fortgang dieſer ſeiner Abſicht wün  
ſchen, daß nämlich nach ausgereuteten  
Dornen der Sophiſterei die Saat des  
Verſtandes, der Vernunft, der morali  
ſchen Geſetzgebung reiner und fröhlicher  
ſproſſe; nicht durch Zwang, ſondern durch  
innere Freiheit.

Verzeihen Sie dieſe mir angenehme  
Erinnerung; ich komme zurück zu meinem  
Autor. Eine Hülfswiſſenſchaft für ſeine

Stadt, die bürgerliche und Wasserbaukunst ist ihm in der Ordnung die nächste. Seine Urtheile darüber sind scharfsinnig, seine Wünsche wohlgemeint. Der Mann im Mantel geht die Stadt durch und um; endlich kommt er an sein geliebtes Thor zurück, das die Inschrift hat:

„Unge störte Betriebsamkeit, Pax,  
Theilnehmung an einander, Concor-  
dia,  
Und am Ganzen, Pietas.

Diese; nicht Wall, nicht Festung erhalten die Stadt.“

— Jetzt treten wir zum encyclopädischen Schranke. „Der gelehrte Thurm, von Diderot und d'Alembert, (samt ihren Mitarbeitern) aufgeführt, sollte den Schatz aller göttlichen und menschlichen Kenntnisse enthalten. Diesem gallischen

Lon

Ton hat die bürgerliche Gesellschaft Ver-  
 bindlichkeit. Er schaffte schüchternen Ge-  
 lehrten und ihren Schriften da Eingang,  
 wo sie ihn nie gehabt hätten. Es ent-  
 stand in Büchern eine Berathschlagungs-  
 stimme, gegeben von dem freidenkenden  
 Vorstande, vernommen in Cabinetten, ge-  
 hört bei Verwaltungen, wo bisher die  
 stupide Göttinn, Routine, ihr Wesen  
 getrieben hatte. Wahrheiten kamen in  
 lebhaftern Umlauf, und gelehrte Kennt-  
 nisse wurden ein gemeines Gut für jede  
 Wißbegierde.“ — Wie wahr! Die Fran-  
 zösische Encyclopädie, so unvollkommen sie  
 war, hat selbst durch die Verfolgungen,  
 die sie erlitt, eine Wirkung hervorgebracht,  
 die ihr so leicht keine vollkommnere Encyclo-  
 pädie wird abgewinnen können und mögen.  
 Jetzt die classische alte und neue  
 Literatur; die schönen Künste der

Handelschaft, wo der Verfasser im Scherz eine neue Muse, die Kochkunst, den ältern, vornehmeren Musen beifüget. „Schöne Kunst oder Wissenschaft, sagt er; die Erziehung eines jeden Volks fängt elementarisch mit dem Essen an. Wo dieses noch nicht mit Ordnung, Reinlichkeit und Geschmack geschieht, da ist die Cultur noch nicht beim Anfange. Dieser Tafelgenuß, der in einer Handelsstadt, wo man auf innere Güte achtet, zuerst den guten Grad der Vollkommenheit erreicht, hilft bilden. Unsre Töchter, unter der Anführung ihrer Mütter, mögen also immer die Ehre des Hauses beim hellen Heerde behaupten, wofür die Männer jetzt arbeiten und vordem stritten. Nehmet sit, ehe sie zu den schönen Wissenschaften übergeht, in eure Mitte, ihr nennt Schwestern, diese keusche Muse mit der reinli-

chen Schürze, mit der kostenden Zunge  
und Salz in der verständigen Hand. Sie  
läßt ihren geistreichern Schwestern gern  
ihren unbesrittenen Rang.“

Der Verfasser geht die andern schönen  
Künste, den Blick auf seine Stadt gehef-  
tet, durch, und endet mit dem wahren  
Sprüche: „Der für das Schöne gebildete  
Sinn leitet den guten Aufwand. Dem  
verderblichen Aufwande des Bürgers setzt  
nichts Schranken, als die Bildung eines  
besten Sinnes für Gerechtigkeit und Pflicht.  
Häusliche Weisheit im Nationalgeiste su-  
chet zu pflanzen durch jede Kraft der Re-  
ligion, der Beispiele und Staatskunst.  
Dieser moralische Sinn streitet nicht mit  
dem Sinne für Schönheit; beide sind viel-  
mehr nahe mit einander verwandt, beide  
führen auf des Menschen letzten Zweck,  
seine Veredlung.“

Ich übergehe den Abschnitt, der von einer uns ziemlich fremden Literatur, und von der dem Verfasser vaterländischen Geschichte redet, so manche patriotische und feine Bemerkung z. B. über das Verhältniß der Stände gegen einander, jetzt und in andern Zeiten er enthält. — Vor der historischen Wand endlich, wo die Reisen zu Wasser und zu Lande, die Welt- und Völkergeschichten vorkommen, fügt der Verfasser hinzu: „Möchten zu allen diesen, mit historischer Kritik aufgestellten Thatsachen, die dem gemeinen Auge so bunt durch einander laufen, die Ideen unsres Compatrioten \*) — der öffnende

---

\*) Nicht leicht ist mir ein Andenken unerwarteterfreulicher gewesen, als das in dieser Schrift; denn von den Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit ist hier die Rede. Dankbar gebe ich zurück,

Schlüssel seyn! So wäre denn, Trost aller unschuldigen Leiden in und außer der

ob es gleich, was das Buch betrifft, in die Wolke eines leisen Zweifels gehüllt scheint. Gebe mir das gute Glück Raum und Zeitumstände, jene Ideen, zu denen diese Briefe vorbereitend mit gehören, zu vollenden. Ohne ein Newton zu seyn, mußte ich den Charakter unsres Geschlechts, seine Anlagen und Kräfte, seine offenbare Tendenz, mithin auch den Zweck, wozu es hienieden bestimmt ist, in kein simpleres Wort zu fassen, als Humanität, Menschheit. Andre vorzrefliche Denker sind mir seitdem hierinn gefolget; (wobei es einem Jeden überlassen bleibt, sich den Begriff der Humanität enger zu denken) unter denen ich nur Eine neuere Gedankenreiche Schrift anführe: Ueber Humanität, Leipz. 1793. deren Verfasser ich nicht kenne. Im folgenden Theil dieser Briefe werden einige Blätter über die Kräfte der menschlichen Intelligenz eingerückt werden, die der bezweifelten Aufgabe ein großes Licht geben.

A. d. S.

bürgerlichen Gesellschaft, Trotz der beständigen Fort- und Rückschritte in derselben, und des immer wechselnden Zerstörens und Aufbauens, Trotz aller Wirrungen und anscheinenden Zwecklosigkeit in der Geschichte des Menschen, doch darinn ein immer stärkeres Aufblicken der Humanität dem philosophisch-forschenden Auge sichtbarer Zweck. Vernunft und Billigkeit nähme in der Gesellschaft zu, der Mensch werde darinn immer menschlicher. Ein Altar, dem Schutzgeist der Erde errichtet!

„Es gehört für die Newtons in dem Sturz eines Apfels die Ordnung des Weltsystems zu finden. Wir ändern, deren Theodicee sich damit behilft, die moralische Ordnung der Dinge sei durch einen Apfelbiß gestört worden, drehen uns ohne tieferes Nachdenken ruhig um un-

fre Aye, ohne zu wissen, wie wir bei den großen Umwälzungen ins Ganze eingreifen, und lassen die Vorsehung darüber bei unsrer Betriebsamkeit walten.“



durch. Auch statt der Materialien zur vaterländischen Geschichte aus dem Archiv hatte der Bibliothekar eine schöne Sammlung von Kirchenvätern unterzubringen, u. s. Da dieser Brief auf einer Reise in Deutschland geschrieben ist und auf allen Seiten Blicke des feinen Staatsmannes, gemildert mit der Bonhommie des Bürgers, verräth; so zeichne ich einige Bemerkungen mit dem Andenken einiger Personen aus, die auch unwerth sind. Z. B. über die Preussische Staatsverfassung.

„Ist mehr Freiheit im Handel und weniger Freiheit im Denken dem Preussischen Staat ersprießlich? Der Handel kann nicht ohne Freiheit, der Preussische Staat aber wohl ohne großen auswärtigen Handel blühen. Der wahre Handelsvorteil eines Landes ist immer in dem lebhafteren

inneren Verkehr. Weniger als die Freiheit im Handel leidet die Geistesfreiheit Einschränkung zum Besten der Preussischen Staaten. Diese Staatsmaschine ist ganz das Werk der Freiheit des Geistes, die, durch die karge Natur des Bodens aufgefodert, soviel vermochte, daß sie ein Land, welches nur einer geringen Macht fähig zu seyn schien, weit über das Mittelmäßige erhoben hat, durch Beleuchtung der Grundsätze, die daher desto standhafter befolget wurden. Die Preussische Kriegsmacht ist zur Beschützung des Landes fürchterlich; aber ohne seine, unabhängig von derselben, freiwirkende Geschäftsmänner würde Friederich selbst dies Werk der Regierungskunst nicht zu der Vollkommenheit gebracht haben.“

„Ich fühle mich glücklicher, unter einer Regierung geböhren zu seyn, welche

die bürgerliche Freiheit weniger einschränkt; glücklicher in einem Lande, dessen Natur reicher ist, als daß es nöthig wäre, dem Unterthan die Staatsparbüchse beständig vorzuhalten; Geist und Herz des Bürgers haben hier mehr Spielraum. Aber in der benachbarten Monarchie ist es doch nicht Kleinheit in der Staatskunst, diese Einschränkung, wie eine aus Kenntniß der Sache nothwendige Diät, vorzuschreiben und zu beobachten.“ Der Verfasser nimmt dabei die Preussische Regierung gegen den Vorwurf, daß sie militärisch sei, in Schutz: „Was würde auch aus dem Staat werden, sagte ein Hauptmann, wenn die, welche Gewalt in Händen haben, deswegen auch alles thun dürften?“

„In Berlin, fährt er fort, suchte ich nicht Sparta, sondern Athen, wozu die Stadt mehr als das Thor hat. Für

wissenschaftliche Unterhaltung, worinn Cicero die Belustigung der Alten setzt, ist hier gesorget. Gelehrte in und aufferhalb Geschäften versammeln sich; wider gelehrten und politischen Betrug, für Wahrheit waren alle eingenommen; auffer dieser Uebereinstimmung für gute Aufklärung fand ich übrigens die Meinungen über Personen und Sachen so verschieden, daß der Berlinismus hier wenigstens seinen Sitz nicht hat, wenn überhaupt das Wort Sinn haben mag und nicht vielmehr Freimüthigkeit bedeuten soll. Diese Freimüthigkeit ist hier Rechtskräftig. Vor die höchste Instanz des Denkens werden sowohl öffentliche Anordnungen, als richterliche Aussprüche gezogen. Nur die Kautzelsvorträge wurden privilegiert.“

Hier ein Opfer der Achtung „dem lebenswürdigen Greise, der die Lehren des

Christenthums mit Sokratischer Weisheit vortrug, und auch in seiner Abschiedspredigt nicht Stachel zum Andenken seiner Ehrwürdigen Person, sondern an seine, mit wahrer Salbung vorgebrachte Lehren nachlassen wollte.“

Und ein reicheres Andenken „dem schlichten großen Mann, der da sagte: wenn ich das Gesetzwerk endige, habe ich genug gelebt. Auf dieser nun aufgeführten Pyramide lebt der Name Carmer.“

Der Methode zu Errichtung dieses Werks, der deshalb fortwährenden Commission, auch dem Verfasser der Annalen der Preussischen Gesetzgebung, (der sich gegen den Satz: „daß Gerechtigkeit der Fürsten wohl nur Gnade seyn möchte“ freimüthig erklärte,) wird bescheiden ihr Lob ertheilet.

Auf einer Reise in Chursachsen kommt  
 zwischen den Reisenden die Frage vor,  
 „ob in diesem betriebsamen Lande ein Pe-  
 rikles bei der Verwaltung gemeinnützi-  
 ger seyn würde, als jetzt ein Aristides?“  
 Und in Leipzig wird das Lob des Man-  
 nes sehr edel bemerkt, der „bei allem,  
 was in dieser eleganten Bürgerstadt der  
 Verfasser Schönes sah, Kirche, Biblio-  
 thek, Concertsaal, Promenade u. s. immer  
 als der genannt wurde, der alles dies au-  
 gelegt oder verschönert habe.“ Die Ein-  
 fachheit und Eleganz in seinem Hause,  
 (Deseers dabei unvergessen) wird anstän-  
 dig beschrieben, mit dem Geschmack und  
 der Würde eines andern Mannes von die-  
 sem Stande, den der Verfasser in Kö-  
 nigsb erg wiederfand, parallelisiret, und  
 hinzugefügt: „ich weiß nicht, oder vielmehr  
 ich weiß es, warum ich mich durch das,

was ich so unempfindsam beschreibe, so gerührt fühle. Wahrlich, es ist nicht Neid, es ist Freude über die glückliche Lage dieser würdigen Männer. Sollte denn ein geschmackvoller, bescheidner Lebensgenuss, sollte ein Sorgenfreies Alter eine zu große Belohnung der Wachen für den Wohlstand und selbst für die Annehmlichkeiten des Lebens seiner Mitbürger seyn?“ —

Auf seiner Rückreise durch Pommern und das vormalige Polnische Gebieth, in Preußen, war es dem Verfasser erfreulich, zu erfahren, wie auch hier Humanität seit seiner ersten Reise vor vierzig Jahren zugenommen hatte: „denn, sagt er, für Bezahlung freundliche Begegnung und Sicherheit erhalten, ist der Wohlgeruch der blühenden Europäischen Humanität. Wenn nur in dieser beruhigenden Hypothese des beständigen Fortschreitens die wilden Auf-

tritte bei einem durch Klima und Künste humanisirten Volke jetzt nicht einen so schrecklichen Knoten schürzten.“ — Auch dieser Knote wird sich lösen, guter Wandrer, und gewiß, (wenn auch nur warnend und belehrend,) zum Fortschritt des Ganzen: denn ein so großer, so unterstützter Versuch ist in unsrer bekannten Volksgeschichte noch nie gemacht worden. Ueberdem ist das Ziel, wornach wir streben haben, nicht bloße Behaglichkeit auf Wegen oder daheim, wie sehr diese auch wohlthut; das Ziel liegt weiter, höher hinauf. Der Strom der Dinge fließet auch hier nicht gerade; er reißt ab, fest an, dringt aber doch weiter.

„Näher der ungekünstelten Humanität in unserm Norden, wo sie nicht in Treibhäusern aufblühet,“ nahm der Verfasser noch einen Umweg, den er mit einem „Friede mit dem Manne“ schließt.

Und auch Friede von mir dem Manne! Denn zu lange habe ich die Theilnehmung verborgen, die ich beyin Auszuge dieser Bonhommen am Verfasser sowohl, als an seiner Stadt, und mehreren dabey bemerkten Personen herzlich genommen habe. So an den Lebten, denen er Friede im Grabe, oder in ihrer Ruhe wünschet; so an ihm selbst, der in seiner geliebten Dunkelheit endigen wollte. „Dieser schlichte Denkstein, sagt er, sey dem vormaligen Rathstande am Wege gesetzt!“ und ich muß dabey die hohe Gerechtigkeit, Güte und Sanftmuth bemerken, mit welcher der Verfasser den neuen Rath sowohl, als jedes Kind seiner Vaterstadt zur Pflicht und Würde derselben hinweist. Unter dem unscheinbaren Titel einer neuerrichteten Bibliothek und eines Reisebriefes ist ein Bürgerkatechismus seiner blühen-

den Vaterstadt enthalten, der er damit gleichsam sein Herz vermacht hat. Lesen Sie, was sein und mein Freund, der mir die Bonhommien zusandte, von ihm schrieb: „Das Buch in ihre Hände zu wünschen, habe ich keinen andern Beruf, als die Liebe gegen unsern Freund, den ich allgemein geliebt, geschätzt und geehrt gesehen habe; aber von wenigen nach seinem ganzen Werth, und als Schriftsteller von sehr wenigen verstanden glaube. Diesem seinem Buch also, dem eigensten Eigenthum seines Geistes und Herzens, dem reifsten Nachlaß der Gedanken und Empfindungen, in denen und mit denen er Lebenslang lebte und wirkte, den er krank, schwächlich, und oft niedergeschlagenen Gemüths auf den Altar des Vaterlandes als ein Andenken der Liebe gutmüthig niederlegte, und gleich darauf mit seinem Tode

beflegelte, diesem möchte ich bey Ihnen auch eine gute Stäte wünschen.“  
„So liebenswürdig unser Freund im Umgange, so allgemein anerkannt seine Güte war, so sehr ich ihn in seinem Collegium geehrt und Männer, wie \*.\* an der Rede seines Mundes hangen gesehen habe, so glücklich er Wissenschaft und Liebe zur Kunst zu Bildung seines Geistes und zu Verschönerung seines Lebens anzuwenden wußte: so ist oder war doch Patriotismus die Seite, von der er mir vorzüglich unaussprechlich ehrwürdig war und Lebenslang bleiben wird.“

„In einem Leben, wo oft in seinen Aemtern und vielfachen Bestrebungen, Arbeiten von heterogener Natur, im Grunde seiner Neigung so fremde, seinen Geist niederschlagen und das Herz in die Enge ziehen mußten, hat er doch immer seine

Stellen geliebt, sie mit Kräften und Redlichkeit ausgefüllt; und zuletzt noch, nachdem sein Leben ganz seiner Stadt gehört hatte, und nur der letzte Rest desselben durch die Umstände der Wirksamkeit entzogen war, suchte er ihr durch seine Schrift noch nützlich zu werden. Hielt es Filangieri für gut, daß Männer, die in öffentlichen Aemtern gelebt, nach ihrer Weise Unterricht geben; mich dünkt, so darf man auch bey seiner freymüthigen Redlichkeit seinem Herzen folgen: denn er schrieb, wie er redete, redete und lebte wie er dachte, und starb wie er gelebt hatte.“

„In seinem letzten Sommer begegnete er mir, da er eben im Begriff war, für den Ueberrest der Jahreszeit die Stadt zu verlassen, um seine Gesundheit auf dem Lande herzustellen; er sagte mir, daß er

im Begriff sey, etwas drucken zu lassen.  
 „Meine Absicht ist, sagte er, bey man-  
 chen unserer guten Bürger der Indifferenz  
 entgegen zu wirken, womit man sich allen  
 öffentlichen Geschäften jetzt zu entziehen an-  
 fängt, auf gleichviel = welchen Wegen, und  
 immer damit sich entschuldigt: es hätte  
 doch jetzt Alles aufgehört! die vorigen Zei-  
 ten des Patriotismus seyn nicht mehr —  
 und was damit so der Zeitgeist spricht.“  
 Hier wollte er zeigen, wie der gutdenken-  
 de Bürger sich an die neue Stadtordnung  
 anschließen könne. Dies nehmliche hat er  
 noch in den letzten Tagen an seinen Arzt  
 wiederholet, und bat, ihn seinen Freunden  
 zu sagen: daß der Gegenstand seines Buchs  
 seine Stadtmoral sey.“

So sein Freund. Die Stadt, für wel-  
 che dieser edle Bürger und Senator  
 schrieb, ist Riga; sein Name ist: Jo-

hann Christoph Berens; und der gleichfalls treffliche Mann, an welchen auf seiner Reise in Deutschland der angeführte Brief geschrieben war, Johann Christoph Schwarz, Bürgermeister des alten Rathes derselben. Empfindlich wird meine Seele gerührt, wenn ich an die Zeiten, in denen ich in ihrem Kreise lebte, an so manche vortreffliche Charaktere ihrer edlen Geschlechter, an meine Freunde in denselben, und unter ihnen an den Verfasser der Bonhommien zurück gedenke. Wolte ich, was meine Erfahrung von ihm kennen lernte, in wenig Worten sagen, so wäre es jene Inschrift alten Gehalts, die Kleist seinem Freunde setzte:

Witz, Einsicht, Wissenschaft, Geschmack, Bescheidenheit,  
 Und Menschenlieb' und Redlichkeit,

Des Bürgers Tugenden, des feinsten Man-  
nes Gaben,

Besaß Er, den man hier begraben.

Er lebte seiner Stadt; er starb mit stillem  
Muth.

Ihr Winde, wehet sanft, wo seine Asche ruht.

Die Lebe wohl, geliebte, gutmüthige Seele!

Der Herrgotts Bannhans die seltsam  
die staden

Recht ist den man hier  
Er lebe seine Gerecht; es hat man  
Wohl

Die Herrgotts Bannhans die seltsam

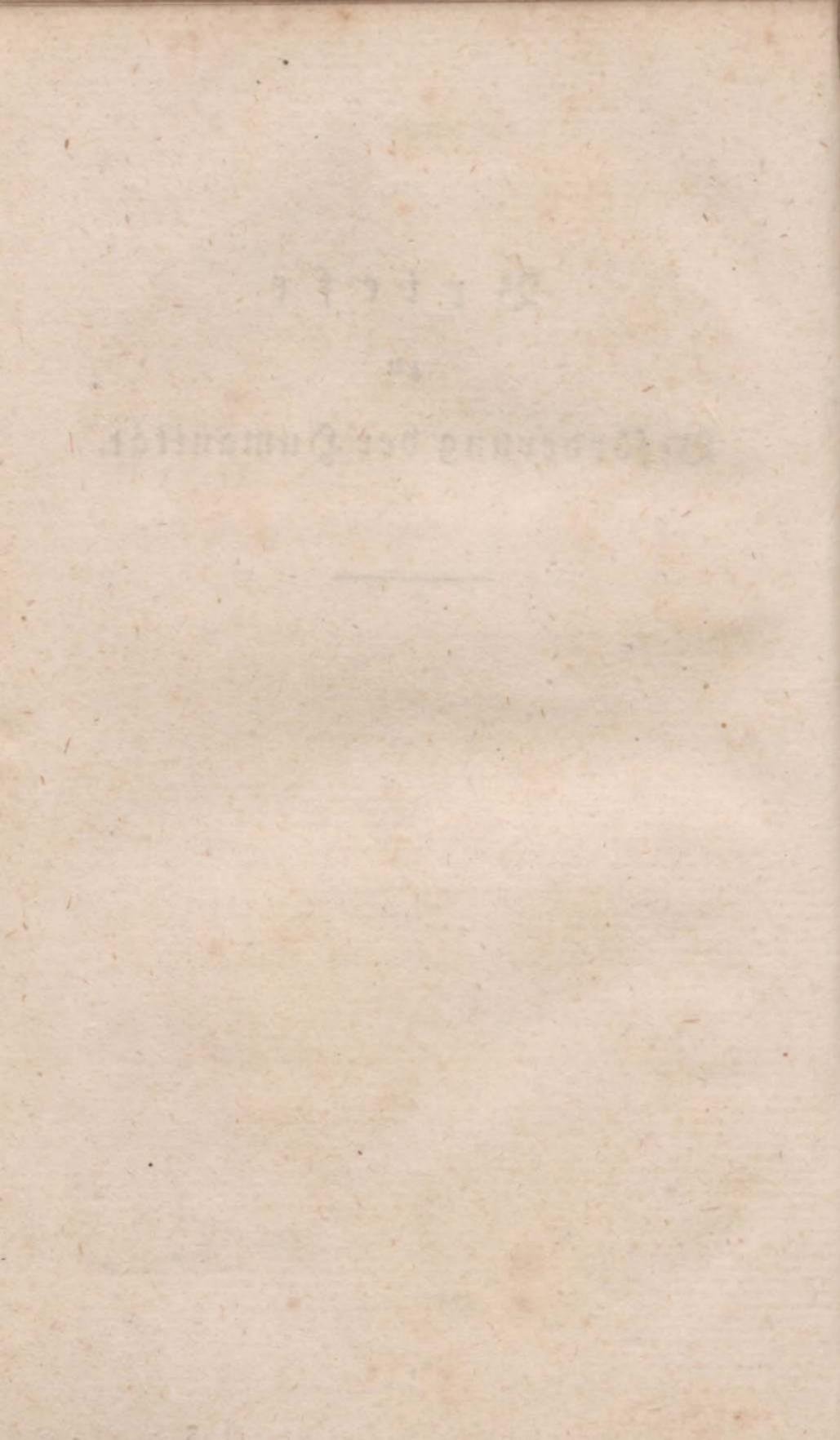
Die Herrgotts Bannhans die seltsam

B r i e f e

zu

Beförderung der Humanität.

---



# B r i e f e

zu

Beförderung der Humanität.

---

Herausgegeben

von

J. G. Herder.

---

Siebente Sammlung.

---

Riga, 1796.

bei Johann Friedrich Hartknoch.



---

# Inhalt

der siebenten Sammlung.

---

- Br. 81. Vom Unterschiede der alten und  
neuen Völker in der Poesie, als  
Werkzeug der Cultur und Hu-  
manität betrachtet. Ankündigung  
einiger Fragmente über diesen  
Inhalt. . . . . S. 1.

Erstes Fragment. Verfall  
der Poesie bei Griechen und Rö-  
mern . . . . . S. 5.

Nachschrift. Ursachen des Ver-  
falles. . . . . S. 19.

Br. 82. Zweites Fragment. Christ-  
liche Hymnen. Gebrauch der  
Psalmen unter den Christen. Ei-  
gene Gesänge. Ihr ausgezeich-  
neter Charakter. Ihre Wirkung  
auf Nationalcharaktere, Musik,  
Sprache, Wissenschaften, und  
Stimmung der Seele. . . . S. 21.

Nachschrift. Proben dieser  
Gesänge. . . . . S. 45.

— 83. Was in der Cultur des Menschen  
vom Urtheil des Auges und des  
Ohres abhängt. Poesie des Au-  
ges und Ohres. Resultat des

sen, was nach dem Gegebenen für eine neue Denkart in Mythologie, Umriss der Begriffe, Interesse, Farbe der Handlungen und Leidenschaften, und deren Ausdruck werde entstehen müssen. . . . . S. 52.

Br. 84. Drittes Fragment. Bildung eines neuen Geschmacks in Europa und dessen erste Verfeinerung. Lieder von Thaten der Vorfahren. Unterschied der nordischen und südlichen Tonbildung, Nordisches und südliches System der Anklänge und Alliterationen. Erzählungen. Hang zu Abentheuern, und Abentheuersagen. Chroniken. Grober Mönchgeschmack. — Cultur der Araber in Spanien. Entstehung der Pro:

- venzalpoesie, als angenehme Unterhaltung. . . . . S. 62.
- Br. 85. Daß ein besserer Geschmack hier entstehen müssen. Warum er nirgend anders als von hieraus also entstanden? Höflichkeit der Araber in Reimen. . . . . S. 84.
- 86. Wohin der Reim gehöre? Wem er unentbehrlich sei. . . . . S. 98.
- Nachschrift. Große Verschiedenheit im Entstehen dieses Geschmacks und der Cultur der Alten. Gutes, was die Provenzal: Poesie bewirkt hat, Bildung der Landessprache, Freiheit der Gedanken. . . . . S. 104.
- 87. Viertes Fragment. Einfluß der Provenzalen in die Europäische Cultur und Dichtkunst. Von

der Italiänischen Dichtkunst im  
Aeußern und Innern. Vom ly-  
rischen Drama der Italiäner.  
Metastasio. Vom Charakter  
der Franzosen, Erzählen und Re-  
präsentiren. Von der Spani-  
schen Dichtkunst. . . . . S. 109.

Br. 88. Wie schwer es sei, vom Charak-  
ter einer Nation oder eines Zeital-  
ters zu sprechen! Wie schwer,  
von der Poesie einer Nation zu  
reden! Was uns dennoch dazu  
treibe? Wie es möglich und noth-  
wendig sei? . . . . . S. 135.

— 89. Fünftes Fragment. Vom  
Werth der Europäischen Dichtung  
mittlerer Zeiten. Ihre Nach-  
theile und Vortheile. Ihr Cha-  
rakter in Andacht, Tapferkeit  
und Liebe. . . . . S. 142.

Nr. 90. Fortsetzung des Fragments. Er-  
weiterung des Feldes der Wissen-  
schaft. Vereinigung vieler Natio-  
nen zu Einem Zweck. Gesellung  
der Stände zu einander. Fröh-  
liche Wissenschaft. . . . . S. 156.

Ihnen ist der berühmte Streit bekannt, der unter Ludwig dem vierzehnten über den Vorzug der alten oder der neuern Nationen in Wissenschaften und Künsten mit großer Wärme geführt ward, und an welchem auch außer Frankreich Gelehrte und Künstler Antheil nahmen. Da man nicht allemal genug bestimmte, von welchen Alten oder Neuern, von welchen Künsten und Wissenschaften die Rede sei? es übrigens dabei auch mehr auf einen Rangstreit bas.

malß lebender Personen, als auf eine unpartheiische Schätzung alter und neuer Verdienste angesehen war, so konnte wenig ausgemacht werden, obgleich von beiden Theilen viel Gutes gesagt ward.

In der Cultur zum Schönen, die wir der Kürze halben Poesie nennen wollen, springt uns der Unterschied alter und neuer Zeiten d. i. der Griechen und Römer in Vergleich aller neueren Europäischen Völker ins Auge. Wir mögen Italiänische, Spanische, Französische, Englische, Deutsche Dichter, aus welchen Zeiten wir wollen, lesen; der Unterschied ist unverkennbar.

Und doch wird es schwer, ihn sich im reinsten Umriß aufzuklären; noch schwerer, ihn bis auf seine ersten Ursachen zurückzuführen, und dabei jeder Nation und Zeit ihr Recht wiederfahren zu lassen. Wie?

Kann man fragen, blühet diese schöne Blume der Humanität, Poesie in Denkart, Sitten und Sprache nicht überall und allezeit gleich glücklich? Und wenn zu ihrem Aufkommen ein besondrer Boden, eine eigene Pflege und Witterung gehöret; welches ist dieser Boden, diese Witterung und Pflege? Oder wenn sie mit jeder Zeit, unter einem andern Himmelsstrich auch ihre Gestalt und Farbe verändern muß; welches ist das Gesetz dieser Veränderung? geht sie ins Bessere oder Schlechtere über? —

Ueber diese Fragen, die man oft gethan hat, sind mir einige Fragmente zu Händen gekommen, die mir der Aufmerksamkeit unsrer Gesellschaft nicht unwertth scheinen. Die Blüthe der alten Cultur unter Griechen und Römern setzen sie entweder als bekannt voraus, oder es

fehlt die Untersuchung darüber in den mir  
zugekommenen Blättern. Diese bemerken  
vorzüglich, wie sich die mittlere und  
neue Europäische Cultur in und durch  
Dichtkunst und zwar bei den verschiedenen  
Nationen Europa's, nach besondern Ver-  
anlassungen, Hülfsmitteln und Zwecken ge-  
bildet habe? Das Endurtheil, in manchen  
Stücken die Vergleichung selbst überlassen  
sie dem Leser. Da in ihnen die Poesie in  
einem weiten Verstande genommen und als  
Werkzeug oder als Kunstprodukt und Blü-  
the der Cultur und Humanität  
nach Nationen und Zeiten im All-  
gemeinen betrachtet wird; mich dünkt,  
so werden wir bei jedem Fragment zu eignen  
Gedanken Gelegenheit finden, und dies ist  
doch der schönste Zweck einer schriftlichen Un-  
terhaltung.

---

Erstes Fragment

---

Verfall der Poesie bei Griechen  
und Römern.

Im Frühlinge und in der Jugend singt man; in der Winterzeit und im Alter verstummen die Töne. Die lebendigste Poesie Griechenlandes traf auf eine gewisse Jugendzeit des Volks und der Sprache, auf einen Frühling der Cultur und Gesinnungen, in welchem sich mehrere Künste, keine noch im Uebermaas, glücklich verbanden, endlich selbst auf einen Frühling von Zeitumständen und Weltgegend, in welchem entsprossen konnte was entsprossen ist. Von der Poesie der ältesten Sänger und von Bildung der Sprache durch ihren Gesang,

von Alcäus und der Sappho, von Pindar und dem Chor der Griechen haben wir geredet \*) und allenthalben einen jugendlich-auffstrebenden Geist, jene erste Blume der Cultur bemerkt, die, wenn sie verblühet und zur Frucht gediehen ist, der laueste Zephyr nicht wieder erwecken mag.

Alles in der Welt hat seine Stunde. Es war eine Zeit, da Poesie alle menschliche Weisheit in sich faßte, oder deren Stelle vertrat. Sie sang die Götter, und erhielt die ruhmwürdigen Thaten der Vorfahren, der Väter und Helden; sie lehrte die Menschen Lebensweisheit und war so wie das einzige und schönste Mittel ihres Unterrichts, so auch an Festen und in Gesellschaft ihr geistigstes Vergnügen. Ehe die Schrift

---

\*) Diese Fragmente fehlen. U. d. S.

erfunden oder so lange sie noch nicht häufig im Gebrauch war, sangen die Töchter der Erinnerung, die Musen, und wurden mit Entzücken gehört. Dichter waren der Mund der Vorwelt, Orakel der Nachwelt, Lehrer und Ergeher des Volks, Lohner großer Thaten, Weise. —

Je mehr die Schrift aufkam und sich durch sie die Sprache ausbildete, je mehr mit der Zeit Wissenschaften aus einander gingen und einzeln bearbeitet wurden: desto mehr mußte der Poesie allmählich von ihrer Allgemeinherrschaft entnommen werden: denn sobald man schreiben konnte, wollten viele eine wahre Geschichte lieber in Prose, die der Poesie nachgebildet war, lesen oder lesen hören; als Fabel und Geschichte fernerhin in Hexametern durch Gesang vernehmen. Allmählich verstummte also die erzählende Muse, oder sang aus Sagen ihrer

ältern Schwester künstlich-gearbeitete Töne nach.

Je mehr die Philosophie aufkam, je mehr man die Natur der Dinge, insonderheit des Menschengeschlechts und seiner Verfassungen untersuchte: desto weiter entfernte man sich von jener alten Einfachheit moralischer Sprüche, denen die Poesie einst Glanz und Nachdruck geben konnte. Philosophische Unterredungen und Systeme konnte der Dichter nicht mit derselben Kraft wie alte Begebenheiten und sinnliche Gegenstände darstellen; er war hier in einem fremden Lande.

Auch die Mythologie selbst, die der Poesie einst so viel Schwung gegeben hatte, ward mit der Zeit eine alte Sage. Der kindliche oder jugendliche Glaube der Vorwelt an Götter und Heroen war dahin; was tausendfach gesungen war, mußte zuletzt bloß dem

Herkommen gemäß, mit trockner Kälte gesungen werden; es hatte seine Zeit überlebt.

Endlich, da Scherz und Freude die Eltern des Gesanges sind, wo waren diese hingeflohen in jenen traurigen Zeiten, die Griechenland zuletzt erlebte? In- und auswärtige Kriege zerstörten, löseten auf und mischten alles unter einander. Der lebendige Geist aufblühender Pflanzvölker, fröhlicher Inseln, im Ruhm und Gesange wetteifernder Städte war längst entwichen; und ob man gleich die Anstalten, durch welche er gewirkt hatte, öffentliche Gebräuche, Tempel, Spiele, Wettkämpfe, Theater u. f. so lange es möglich war, erhielt oder wiederherstellte: so war doch jene Jugend nicht zurückzurufen, in welcher dies alles wie durch sich selbst entstanden und veranlaßt war. Auch Hadrian rief diesen

Genius nicht aus Hektors Grabe. Zuletzt kamen die Barbaren heran; und als die christliche Religion über Griechenland herrschte, da sang z. B. Synesius der Bischof \*) von jenen alten Zeiten also:

Wohlauf, Klangvolle Cither!  
Nach Tejer, Melodieen  
Nach Lesbischen Gesängen  
In feierlichern Tönen  
Ein Dorisch Lied zu singen;  
Ein Lied, doch nicht von Nymphen,

---

\*) Synesius ward im Jahr 410 Bischof zu Ptolemis und bedung sich dabei ausdrücklich, daß er weder seine Frau verlassen, noch eine Auferstehung des Leibes glauben dürfe. Seine Hymnen sowohl als seine andern Schriften sind ein Gemisch des Christenthums und der Alexandrinischen Philosophie, in welcher Hypatia seine Lehrerin gewesen war.

Die Aphrodisisch lächeln,  
Auch nicht von holden Knaben  
In süßer Lebensblüthe.  
Ein himmlisch; reines Feuer  
Von Gottgeweihter Inbrunst  
Treibt mich, daß ich die Elthes  
Zu heiligen Liedern schlage,  
Und jeder süßen Sünde  
Der Erdenlust entweiche.  
Was ist dann Macht und Schönheit?  
Was ist dann Ruhm und Reichthum?  
Und alle Königsehren  
Entgegen frommer Andacht?  
Der sei ein schöner Reiter,  
Ein schneller Schütze Jener,  
Ein Anderer bewache  
Gehäufte goldne Schätze.  
Dem hange seine Locke  
Zierlich hinab die Schulter;  
Von Jenem sei gepriesen  
Bei Jünglingen und Mädchen

Seln glänzend-holdes Antlig.  
Mir sei ein stilles Leben,  
Ein heiliges vergönnet,  
Unscheinbar vor den Menschen,  
Doch nicht vor Gott verborgen.  
Mir stehe bei die Weisheit,  
Die stark ist, mich zu leiten  
Durch Jugend und durch Alter.  
Sie, Königin des Reichthums,  
Die auf unebnen Wegen  
Das harte Joch der Armuth  
Mit leichtem Muth erträget;  
Sie, die in bitterm Kummer  
Des Lebens heiter lächelt. —  
So viel sei mir gewähret,  
Daß, schwarzer Sorg' entnommen,  
Ich eines Nachbars Hütte  
Im Mangel nie bedürfe. —  
Horch auf! Cicada singet  
Von Morgenthau trunken.  
Schau, wie die Saite stärker

Mir schlägt, und eine Stimme

Begleitet mich umtönet?

Was giebst du für ein Lied mir,

Du heilige Begelstrung? —

Und so geht der Gesang in Platonisch-  
Christliche Ideen über \*).

\* \* \*

Die Geschichte der Römer endete  
nicht anders. Ihnen war die Poesie, ins-  
sonderheit der lyrische Gesang gewisserma-  
ßen immer eine fremde Kunst geblieben;  
die Oden Catull's und Horaz sind nur

---

\*) Für Verständige bedarf es der Erinnerung  
nicht, daß es auch im christlichen Zeitalter,  
bis zur Eroberung Constantinopels und fer-  
nerhin griechische Dichter gegeben habe. Es  
gab Griechische Dichter, aber keine Poesie  
Griechenlandes in dem Sinne, von dem  
hier die Rede ist. U. d. H.

ein Nachhall der griechischen Lyra. Auch hat es ein Gelehrter unsrer Zeit wahrscheinlich gemacht \*), daß selbst Horaz Oden zuerst lange nicht so viel Celebrität hatten, als sie in der Folge, insonderheit seitdem die lateinische Sprache eine todte Sprache war, mit Recht erhielten. Nachfolger fand dieser schöne Dichter unter den Römern wenige, und keinen, der an ihn reichte. Bis auf ein paar Stücke des Statius und einige arme Gedichte der Grammatiker sind diese auch untergegangen, so daß in Latium das Feld der lyrischen Poesie von Augustus Zeiten hinab für uns am ödesten daliegt. \*\*)

---

\*) *Meierotto de rebus ad auctores quosdam classicos pertinentibus.* Berol. 1785. p. 131. sequ. iudicium aequalium de Horatio.

\*\*\*) Was übrig geblieben ist, hat Wernsdorf in den poet. lat. minorib. T. III. sammt

Die Ursachen hievon sind fast dieselben, wie in der griechischen Geschichte. Die alte Mythologie war den Römern von Anfang an ungleich fremder und entfernter, als sie es in den neueren Zeiten den Griechen je werden konnte. Schon bei Virgil und Ovid, bei Propertius und Horaz bemerkt man dies Fernhergebrachte zuweilen mit einigem Anstoß; bei Seneca, Statius, beim blühenden Claudian, Aufonius u. f. noch vielmehr. Man fühlt, die alte Götterlehre habe sich überlebt. Ohne Zweifel war dies mit eine Ursache, warum die meisten römischen Dichter, z. B. Ennius, Lucan, Silius, Claudian lieber historische als rein=heroische Gedichte schrieben, und

---

den Nachrichten von dem was untergegangen ist, mit großem Fleiß gesammelt. A. d. H.

einige sogar ziemlich unpoëtische Gegenstände wählten. Der alte Blumengarten war abgeblühet. Die Thebaiden- und Achilleiden-Dichter, noch mehr aber die schrecklichen Utriden-Sänger hatten nicht nur den Reiz der Neuheit verlohren; sondern die Satyrendichter gingen ihnen auch hart entgegen.

Der Zustand Italiens und der römischen Provinzen unter den meisten Kaisern lockte noch minder einen neuen Frühling hervor. Wahnsinnige Tyrannen bedrückten die Welt; Kriege, bald auch die Anfälle der Barbaren verheereten sie, und unter den wenigen guten Kaisern ward aus mehreren Ursachen lieber Griechische Philosophie als Römische Dichtkunst gepfleget. Jener hatte nach damaligen Umständen die Trost- und Hülfbedürftige Zeit mehr als dieser nöthig. In Zeiten, die Tacitus beschreibt,

beschreibt, in andern, die nachher folgten, wollte man wahrlich oft weniger singen, als seufzen.

Der letzte Römer Boëthius endlich suchte auch in lyrischen Sylbenmaassen Trost gegen sein Unglück; seine Philosophie gewährte ihm aber nicht sowohl Gedichte als philosophische Sentenzen \*). Längst

---

\*) Boëthius und Auson's Gedichte sind zur Zeit des allgemeinen Verfalls der Römischen Sprache und Poesie merkwürdige Erscheinungen. Beide Dichter waren Christen, und doch lassen sie es sich in ihren Gedichten wenig merken; der Erste gar nicht, der Zweite ist gleichsam wechselsweise Christ und Heide. Beide suchen, wie aus Trümmern vergangener Zeiten Schätze hervor; Jener Philosophie, die er in alle Sylbenmaasse seines Seneka ordnet, Dieser das Andenken an alle ihm werthe Sachen und Menschen. Beide, insonderheit Boëthius, sind den folgenden dunkeln Jahrhunderten leitende Sterne

schon war nach und nach das Christenthum ins Reich gedrungen; es hatte den Sieg erlangt und erfüllte bald alle heilige Orte mit christlichen Gesängen und Hymnen.

---

gewesen; wie denn auch in ihm und in mehreren Dichtern der letzten Zeit bereits sichtbarer Weise ein neuer Geschmack hervor-  
 gehet, der den folgenden Zeiten verwandt und ihnen daher lieber war, als der große Geschmack der alten classischen Dichter. Von Boëthius haben wir nach zwei merkwürdigen Uebersetzungen des vorigen Jahrhunderts (Nürnberg 1660. Sulzbach 1667. letzte vom Sulzbachschen Canzler Knorr von Rosenroth) neulich eine unsrer Zeit gemähere erhalten, auf welche viel Fleiß gewandt ist. (Erost der Philosophie aus dem Lateinischen des Boëthius von F. C. Freitag, Miga 1794.) In den Sylbenmaassen ist der Uebersetzer dem Dichter nicht gefolget; die seinen aber sind edel und streben im Rhythmus der Jamben dem Milton nach. Boëthius ist ein Philosoph für alle Zeiten. U. d. H.

---

N a c h s c h r i f t.

---

So weit das erste Fragment. Sammeln wir seine Winke, so werden wir gewahr, daß in Griechenland und Rom die ächte Poesie mit Religion, Sitten und dem Staate selbst untergegangen sei: denn woran sollte sie sich, außer diesen ihren drei Grundstützen halten? Waren die Götter zu Märchen worden, an welche niemand mehr glaubte: so ward man ihrer Lobgesänge, zuletzt auch des Gelächters über sie bald überdrüssig; der Hymnus sowohl als der Mimus hatte sich an ihnen erschöpft.

Mit dem Ernst und der Anständigkeit in Sitten hatte die Poesie ihren gesündesten und vestesten Nerv verlohren: denn das Lachen eines Kranken ist nicht ein Zeichen seiner Gesundheit. Die niedrigen Zwecke, wozu man im üppigen Rom die Poesie an-

wandte, machten sie verächtlich, zuletzt abscheulich; so wie Gegentheils die strafende Poesie, die ihre Geißel dagegen erhob, nothwendig auch oft über die Grenzen des Schönen und Wohlgefälligen streifen mußte.

Sank endlich der Staat: so sank alles Edle mit ihm; nichts konnte sich retten: denn wohin hätte es außer dem Staat sich retten mögen? Wie in einbrechender Nacht sehen wir also allmählich die Sonne, die Abendröthe, zuletzt auch die hie und da noch funkelnden Sterne verschwinden: das Firmament umziehen dunkle Wolken, es wird Nacht. Vermuthlich wäre das ganze südliche Europa eine so dunkle Nacht und ein Chaos worden, wenn nicht aus Orient ein sonderbarer Stral die Finsterniß zertheilt und einer neuen Morgenröthe von fern den Weg gebahnt hätte. Das zweite Fragment wird hievon reden.

---

82.

Zweites Fragment.

---

Ch r i s t l i c h e    H y m n e n.

---

Den Hymnen, die das Christenthum einführte, lagen jene alte Ebräische Psalmen zum Grunde, die wo nicht als Gesänge oder Antiphonien, so doch als Gebete sehr bald in die Kirche kamen. Das Denkmal, das die bleibende Gegenwart des Stifters unter den Seinigen darstellen sollte, das Abendmal, war unter Lobgesängen aus

dem Psalmbuch eingesetzt; Er, der Stifter des Christenthums selbst, hatte sich mit Worten aus dem Psalmbuch getröstet; dem Psalmbuch also gaben Apostel und Kirchenväter mit Recht, auch seiner Popularität wegen, das größte Lob, da sowohl die Stimme einzelner Personen, als eines ganzen Volks in ihm so herzlich, so stark und lieblich erschallte. Luther bei sehr veränderten Zeitumständen nennet es einen Blumengarten von allerlei Blumen, einen ganzen Weltlauf von Zuständen des menschlichen Herzens und Lebens. \*) Da ist keine Klage, meynt er, kein Schmerz, kein Jammer, aber auch keine Hoffnung, kein Trost, keine Freude, die in ihm nicht ihren Ausdruck finde.

---

\*) Luthers Vorrede zum Psalter.

Und weil es mit der größten Einfachheit abgefaßt ist: (denn lyrisch-einfacher kann nichts seyn, als der Parallelismus der Psalmen, gleichsam ein doppeltes Chor, das sich einander fragt und antwortet, zurechtweist und bestärket;) so war es einer einfältigen Christen-Gemeine, sowohl in Zeiten des Drucks, als in Empfindungen der Freude und Hoffnung, wie vom Himmel gegeben. Daher der frühe Gebrauch dieses Buchs in der christlichen Kirche; daher von den ersten Zeiten an, ehe es christliche Dichter geben konnte, jene lauten Gesänge, dadurch sich ihre Zusammenkünfte den Römern merkbar machten; \*) es waren Psalmen.

Das schöne Buch, das Nichtscheld guter  
Sitten,  
Die starke Kraft den Himmel zu erbitten,

---

\*) Plinius Brief an Trajan.

Des Lebens Trost, der Muth zum Sterben  
gibt,  
Was Der Held sang, den Gott grundaus  
gellebt,  
Ward durch den Saal der ganzen Welt  
gesungen,  
Und regte sich in aller Christen Zungen —  
sagt Opiß.

Nicht nur von Seiten des Inhalts,  
sondern auch von Seiten der Form ward  
dieser Gebrauch der Psalmen dem Geist und  
Herzen der Menschen eine Wohlthat. Wie  
man in keinem lyrischen Dichter der Grie-  
chen und Römer soviel Lehre, Trost und  
Unterweisung, wie hier, beisammen fand;  
so war auch schwerlich irgendwo sonst,  
(wenn man die Psalmen nur als Oden be-  
trachtet,) eine so reiche Abwechslung des  
Tons in jeder Gesangesart, wie hier, ge-  
geben. Zwei Jahrtausende her sind diese

alte Psalmen oft und vielfach übersezt und nachgeahmet worden; und doch ist noch manche neue Bildung ihrer vielfassenden reichen Manier möglich. Sie sind Blumen, die sich nach jeder Zeit, nach jedem Boden verwandeln und immer in frischer Jugend dastehn. Eben weil dieß Buch die einfachsten lyrischen Töne zum Ausdruck der mannichfaltigsten Empfindungen enthält, ist es ein Gesangbuch für alle Zeiten.

Den näheren Ton zu christlichen Gesängen gaben indes die Lobgesänge Zacharias und der Maria, der Gruß des Engels, der Abschied Simeons u. f., mit denen das neue Testament anfing. Ihre sanftere Stimme war dem Geist des Christenthums gemäßer, als selbst der laute Paukenschall jener alten frohlockenden Hallelujah, obgleich auch diese vielfach angewandt, und mit Stimmen der Propheten

oder anderer biblischen Gesänge bald verstärkt, bald gemildert wurden. Ueber den Gräbern der Verstorbenen, deren Auferstehung man im Geist schon gegenwärtig erblickte, in Einöden und Katakomben ertönten zuerst diese Buß- und Gebets- diese Trauer- und Hoffnungs-Psalmen, bis sie nach öffentlicher Einführung des Christenthums aus dem Dunkel ins Licht, aus der Einsamkeit in prächtige Kirchen, vor geweihte Altäre traten, und jetzt auch in ihrem Ausdruck Pracht annahmen. Schwerlich wird jemand seyn, der z. B. im Gesange des Prudentius: *Jam moesta quiesce querela*, nicht von rührenden Tönen sein Herz ergriffen fühlte, dem der Todtengesang: *Dies irae, dies illa* nicht Schauer einjagte, den so viel andre Hymnen, jeder mit seinem Charakter bezeichnet, z. B. *Veni, redemptor gentium: Vexilla Regis pro-*

deunt: Salvete, flores Martyrum: Pange lingua gloriosi u. f. nicht in den Ton versetzen, den jeder Hymnus will, und in seiner demüthigen Gestalt, mit allen seinen kirchlichen Idiotismen mächtig gebietet. In Diesem tönt die Stimme der Betenden; Jenen könnte nur die Harfe begleiten; in andern schallt die Posaune; es ruft und tönt die tausendstimmige Orgel u. f. —

Fragt man sich um die Ursache der sonderbaren Wirkung, die man von diesen altchristlichen Gesängen empfindet, so wird man dabei eigen betroffen. Es ist nichts weniger, als ein neuer Gedanke, der uns hier rührt, dort mächtig erschüttert; Gedanken sind in diesen Hymnen überhaupt sparsam. Manche sind nur feierliche Recitationen einer bekannten Geschichte, oder sie sind bekannte Bitten und Gebete. Fast kommt der Inhalt Aller in Allen wieder.

Gelten sind es auch überraschend = feine und neue Empfindungen, mit denen sie uns etwa durchströmen; außs Neue und Feine ist in den Hymnen gar nicht gerechnet. Was ist's denn, was uns rühret? Einfalt und Wahrheit. Hier tönt die Sprache eines allgemeinen Bekänntnisses, Eines Herzens und Glaubens. Die meisten sind eingerichtet, daß sie alle Tage gesungen werden können und sollen; oder sie sind an Feste der Jahreszeiten gebunden. Wie diese wieder kommen, kommt in ewiger Umwälzung auch ihr christliches Bekänntniß wieder. Zu fein ist in den Hymnen keine Empfindung, keine Pflicht, kein Trost gegriffen: es herrscht in ihnen allen ein allgemeiner populärer Inhalt in großen Accenten. Wer in einem Te Deum oder Salve regina neue Gedanken sucht, sucht sie an unrechtem Orte; eben das

täglich und ewig Bekannte soll hier das Gepräge der Wahrheit seyn. Der Gesang soll ein ambrosisches Opfer der Natur werden, unsterblich und wiederkehrend, wie diese.

Es ergiebt sich hieraus, daß, da man bei christlichen Hymnen auf die Schönheit eines klassischen Ausdrucks, auf die Anmuth der Empfindung im gegenwärtigen Moment, kurz auf die Wirkung eines eigentlichen Kunstwerks gar nicht rechnete, diese Gesänge, sobald sie eingeführt waren, die sonderbarsten Folgen haben mußten. Wie nämlich die Hand der Christen Bildsäulen und Tempel der Götter dem unsichtbaren Gott zu Ehren zerstörte: so hielten diese Hymnen auch einen Keim in sich, der den heidnischen Gesängen den Tod bringen sollte. Nicht nur wurden von den Christen jene Hymnen an Götter und Göttinnen, an

Heroen und Genien als Werke der Ungläubigen oder der Ubergläubigen angesehen; sondern und vorzüglich ward auch der Keim, der sie hervorgebracht hatte, die dichtende oder spielende Einbildungskraft, die Lust und Fröhlichkeit des Volks an Nationalfesten und als eine Schule böser Dämonen verdammt, ja der Nationalruhm selbst, auf welchen jene Gesänge wirkten, als eine gefährlich-glänzende Sünde verachtet. Die alte Religion hatte sich überlebt; die neue Religion hatte gewonnen, wenn die Thorheit des heidnischen Götzendienstes und Uberglaubens, die Unordnungen und Gräuel, die an den Festen des Bacchus, der Cybele, der Aphrodite vorgingen, ins Licht kamen. Also auch was von der Poesie dahin gehörte, war ein Werk des Teufels. Es begann eine neue Zeit für Poesie, Musik, Sprache, Wis-

fenschaften, selbst für die ganze Richtung der menschlichen Denkart.

Denn 1. Fortan war die Poesie keinem Volk, keinem Lande eigen, weil dieser Geist christlicher Hymnen, mit Zerstörung aller Nationalheiligtümer, die Völker insgesammt umfaßte und glauben lehrte. An die Stelle jener längst verlebten Heroën und Nationalwohlthäter traten jetzt neue Heroën, die Märtyrer; die auf der Erde ihre Festtage, Kirchen und Patrimonien bekamen, wie sie als Schutzpatronen und Fürbitter bei Gott angesehene Plätze droben besaßen. Himmel und Erde war also den Heiligen gegeben, die christliche Welt war unter sie vertheilet. Statt einzelner irdischer Wohlthaten sang man Eine große Wohlthat, die Erlösung der Welt vom Aberglauben und den Dämonen. Statt eingeschränkter irdi-

scher Hoffnungen sang man Eine große Hoffnung, die Erwartung der Ankunft des Richters über Lebendige und Todte, mit welcher die Gesammtherrschaft in seinem Reiche wesentlich verknüpft war. Jahrhunderte lang hielt man diese Ankunft für nah; alle traurige Zeichen der Zeit, an denen man größtentheils selbst Schuld war, wurden auf sie gedeutet; und ungeheure Dinge, Verfolgungen, Schenkungen, Kriege wurden durch sie befördert. Hymnen an die Märtyrer, Hoffnungen der Auferstehung und der Wiederkunft Christi machen also einen großen Theil der Dichtkunst dieser Zeiten aus; sie waren auch eine mächtige Triebfeder. Von heidnischer Poesie mochte untergehen was untergehen wollte; was man rettete, ward etwa der Sprache, der Sylbenmaasse, der späteren platonischen Philosophie oder zufällig eines dem Christenthum

thum zuträglichen Umstandes wegen erhalten. Selbst die Jüdischen Psalmen wurden jetzt bloß und allein christlich verstanden, und gegen Keger, ja gegen die Juden selbst Zeitmäßig gedeutet; es ward mit ihnen gebetet, geflucht, verbannet, exorcisiret. Was irgend man in der Literatur fand und anwenden wollte, verlor seinen alten Zweck und ward christlich.

2. Die Musik bekam durch die christlichen Hymnen mit der Zeit eine ganz andre Art und Weise. Da der Inhalt dieser Gesänge gleichsam ein Chor der Völker und so allgemein war, daß sich die Töne dem einzelnen Ausdruck einer individuellen Empfindung weder anschließen konnten noch sollten: so ging dabei der Strom der Musik, allumfassend, in seinem großen Gange desto ungehinderter und prächtiger fort. Wenig achtete er auf Füße des Sylbenmaafes, auf

den Inhalt einzelner Strophen, auf einzelne Worte; mit der Strophe, welches Inhalts sie auch war, kehrte der Gesang wieder; das Feierliche verbarg jede Verschiedenheit in seinen weiten Mantel. Bei den Griechen war dies anders gewesen; bei ihnen war die Poesie herrschend, die Musik dienend. Jetzt ward die Musik herrschend, die im Sylbenmaass gebrechliche Poesie diente. Ein einziger Umstand, der schon einen völligen Unterschied zwischen der alten und neuen Poesie, der alten und neuen Musik gründet. Die jetzt herrschende Musik, die gleichsam von einem unermesslichen Chor in den Wolken getragen ward, mußte nothwendig, später oder früher, für sich selbst ein Gebäude der Harmonie ausbilden, da bei den Hymnen des Christenthums auf Melodie wenig, auf einzelne Glieder des Versbaues und der Empfindungen noch

weniger, und auf ein daraus entspringendes momentanes Kunstvergnügen gar nicht gerechnet war. Der Tonkünstler dagegen war Zauberer in den Wolken, der mit seinen Schritten im großen Gange der Harmonie desto gebietender den Inhalt des Ganzen verfolgte, und auf andächtige Gemüther in diesem vollstimmigen Gange desto stärker wirkte. Durch den christlichen Gesang war also die Harmonie der Stimmen im Concert der Völker gleichsam gegeben.

3. Auch die Sprache ward durch diese neue Einrichtung der Dinge sehr verändert. Wenn bei Griechen und Römern jener alte ächte Rhythmus, nach welchem jede Sylbe ihr bestimmtes Zeitmaas an Länge und Kürze, an Tiefe und Höhe hatte, nicht schon verloren gegangen war, so ging er jetzt, wie die christlichen Hymnen

zeigen, bald verlohren. Man achtete auf ihn wenig und folgte dagegen, weil auf Popularität alles gerechnet war, der gemeinen Aussprache, ihren Perioden und Cadenzen, kurz dem Wohlklange des plebejen Ohrs. Ohne Quantität der Sylben brachte man also Reime und Assonanzen ins Spiel; man formte einen gewissen Numerus der Strophe, der dem alltäglichen Gehör gemäß war, den aber die Griechen und Römer nur in den sogenannten politischen oder gemeinen Volksversen erträglich gefunden hatten. Im Innern konnte die Sprache eben so wenig rein bleiben, da jetzt in Poesie und Rede der Genius fast aller Völker mit einander vermischt ward. Ausdrücke der Ebräer und andrer Asiaten, der Griechen und Römer in den verschiedensten Provinzen, endlich der Barbaren,

die Sieger waren und Christen wurden, stossen zusammen: so ward dann nach Ort und Zeit das Griechische und das Latein der mittleren Zeiten gebildet, das man mit Recht die Mönchs sprache nennet. Sie bildete sich einen Reichthum neuer Ausdrücke nach ihren Bedürfnissen und Umständen, der alte Römergenius aber war verschwunden.

4. Wie manche Wissenschaften das damalige Christenthum entbehrlich glaubte, erweist die Geschichte der mittleren Zeiten. Gefänge, Predigten und Ordens-Regeln, die vom Untergange der Welt, (*seculi huius*) von der Eitelkeit aller irdischen Dinge, von der Trüglichkeit des menschlichen Geistes, von der Nähe eines Reichs sprechen, in welchem alles anders seyn wird und seyn muß, fachen nicht eben die Lust an, den gegenwärtigen Zustand der Welt, wie

er ist, zu beleben. Im Himmel war das Vaterland der Christen; dahinauf strebten ihre Gesänge; das Schema der gegenwärtigen Welt war ihnen vergänglich, ob sie es übrigens gleich für sich sehr gut und Ein Theil mit Bedrückung eines größeren andern Theils der Menschheit zu gebrauchen wußten.

5. Dagegen ward bald, hie und da, jene mystische Empfindungs-Theologie ausgesponnen, die, ihrer stillen Gestalt ungeachtet, vielleicht die wirksamste Theologie in der Welt gewesen. Im Christenthum schlang sie sich dem jüngeren Platonismus an, der ihr viel Zweige der Vereinigung darbot; aber auch ohne Platonismus war sie bei allen Völkern, die empfindend dachten und denkend empfanden, in jeder Religion, die beseligen wollte, am Ende das Ziel der Betrachtung. Sinn

liche Völker selbst haben zuweilen auf die sonderbarste Weise einen Mysticismus gesucht und sich in ihm berauschet; vernünftelnde Völker suchten ihn auf ihre Weise. Der Grund dazu liegt in der Natur des Menschen. Er will Ruhe und Thätigkeit, Genuß und Beschauung auf die kostengrößte, dauerhafteste, zugleich auch auf die untrüglichsie, auf eine gleichsam unendliche Weise. So gern möchte er mit Ideen leben und selbst Idee seyn. Die träge Zeit, den leeren Raum, die lahme Bewegung um sich her möchte er gern überspringen, und vernichten, dagegen Alles an sich ziehn, sich Allem zueignen und zuletzt in einem Ideal zerfließen, das jeden Genuß in sich faßt, wohin seine Vorstellung reicht. Viele Umstände der damaligen und folgenden Zeit kamen zusammen, diesen Mysticismus zu nähren und ihn dem

Christenthum, zu welchem er ursprünglich nicht gehörte, einzuverleiben. Ein speculirender Geist, dem es an Materie zur Speculation fehlet, ein liebendes Herz ohne Gegenstand der Liebe, geräth immer auf den Mysticismus. Einsame Gegenden, Klosterzellen, ein Krankenlager, Gefängniß und Kerker, endlich auch auffallende Begebenheiten, die Bekanntschaft mit sonderbarliebreichen und bedeutenden Personen, Worte, die man von ihnen gehört, Zeichen der Zeit, die man erlebt hat, u. f. alle diese Dinge brüten den Mysticismus, dies Lieblingskind unsrer geistigen Wirksamkeit und Trägheit, in einer groben oder seidenen Umhüllung aus und geben ihm zuletzt die bunten Flügel des himmlischen Amors. Man liebet, und weiß nicht Wen? man begehret, und weiß nicht Was? Etwas Unendliches, das Höchste, Schönste, Beste.

So unentbehrlich dem Menschen diese Tendenz nach dem Vortreflichsten und Vollkommensten ist, ohne welche er wie eine Raupe umherkröche und vermoderte: so leer bleibt dennoch die Seele, wenn sie bloß auf Flügeln der Imagination im Tausmel der Begeisterung fortgetragen in ungeheuren Wüsten umherschweift. Das Unendliche giebt kein Bild: denn es hat keinen Umriß; selten haben diesen auch die Poesieen, die das Unermeßliche singen. Sie schwingen sich entweder in ein Empyreum des Urlichts voll Gestaltloser Seraphim auf, oder wenn sie von da in die Tiefen des menschlichen Herzens zurückkehren, kann die erhöhte Speculation dennoch nur aus ihm jene Urbilder himmlischer Schönheit holen, die sie über den Wolken begrüßet und in ein Paradies der Liebe und Seligkeit hinauf zaubert. Die Hymnen der mittleren

Zeiten sind voll von diesen goldnen Bildern in die unermessliche Bläue des Himmels gemahlet. Ich glaube nicht, daß es Ausdrücke süßerer Empfindungen gebe, als die bei der Geburt, dem Leiden und Tode Christi, bei dem Schmerz der Maria, bei ihrem Abschiede aus der Sichtbarkeit, oder bei ihrer Aufnahme in den Himmel und bei dem freudigen Hingange so manches Märtyrers, bei der sehnenden Geduld so mancher leidenden Seele, meistens in den einfachsten Sylbenmaassen, oft in Idiotismen und Collocismen des Affects geäußert wurden. Wer sich davon überzeugen will, lese die frommen Liebesgesänge des heil. Bernhards und Thomas, des Cardinals Bona, der heil. Therese, des Juan de la Cruz und ihres Gleichen; oder vielmehr er höre sie mit Musik begleitet. Das Stabat Mater dolorosa (Jacobus de Bene-

dictis ist sein Verfasser) ist in Vergoleſi's Composition sehr bekannt; dergleichen süße Schmerzen- und Liebesgefänge giebt's in der Mönchſſprache viele, die ganz dazu geſchaffen ſcheinet. Wilder Sylbenmaaße bediente man ſich dabei nicht; vielmehr äußerſt anſtändiger und ſanfter. Selbſt das verzückte Metrum deſſ ſogenannten Pervigilii: *cras amet, qui numquam amavit*, daſ in den Hymnen oft gebraucht iſt, erhält in ihnen einen Triumphton und eine Würde, die unſ gleichſam aus unſ ſelbſt hinausſetzt und unſer ganzes Weſen erweitert. Wie konnte dieſ auch anders ſeyn, da, wo man die Bibel nur aufſchlägt, im Hohenliede, Propheten, Pſalmen, in den Evangelien, Briefen und der Offenbahrung man Ausdrücke bald der erhabenſten Einfalt, bald der innigſten Zärtlichkeit und Liebe findet? Wer Händels Meſſiaſ, einige Pſalmen

von Marcello, und Allegri's, Leo, Palästina Compositionen der simpelpsten biblischen Worte gehört hat und dann die lateinische Bibel, christliche Epitaphien, Passions- Grab- Auferstehungslieder lieset, der wird sich Trotz aller Solocismen und Idiotismen in dieser christlichen wie in einer neuen Welt fühlen.

---

N a c h s c h r i f t.

---

Da ich es nicht voraussetzen kann, daß Jedem von Ihnen eine Menge der Hymnen bekannt sey, von denen das Fragment redet: so lasse ich von einigen der angeführten nur Strophen abschreiben, die ich etwa mit einer Anmerkung begleite. Die Goldcismen und Idiotismen darinn gehören zur Sprache der Zeit; überhaupt sind diese Verse nicht zu lesen, sondern mit der ihnen gebührenden Musik zu hören:

1.

*Jam moesta quiesce. \*)*

Jam moesta quiesce querela!

Lacrimas suspendite, matres;

Nullus sua pignora plangat

Mors haec reparatio vitae est.

---

\*) Von Prudentius. Unser alter Gesang:  
Hört auf mit Klagen ist eine Nachab-

Nunc suscipe, terra, fovendum  
Gremioque hunc concipe molli;  
Hominis tibi membra sequestro  
Generosa et fragmina credo.

Veniant modo tempora iusta,  
Cum spem Deus impleat omnem;  
Reddas patefacta, necesse est,  
Qualem tibi trado figuram. seq.

---

2.

*Dies irae.* \*)

Dies irae, dies illa  
Solvat saeculum in favilla  
Teste David cum Sibylla.

---

mung einiger Strophen dieses alten Hymnus,  
der beim Prudentius anfängt: Deus,  
ignee fons animarum.

\*) Der Graf Roscommon übersetzte diesen  
Gesang ins Englische: *The Day of Wrath*,

Quantus tremor est futurus,  
Quando iudex est venturus,  
Cuncta stricte discussurus.

Tuba mirum spargens sonum  
Per sepulcra regionum  
Coget omnes ante thronum.

Mors stupebit et natura,  
Cum resurget creatura  
Iudicanti responsura.

Liber divus tunc pandetur,  
In quo totum continetur,  
Unde mundus judicetur.

---

that dreadful day, und starb mit den Worten aus ihm:

Prostrate, my contrite heart I rend,  
My God, my Father, and my Friend,  
Do not forsake me in my End.

Unser Deutsches Lied: Es ist gewißlich an der Zeit, ist eine Nachahmung dieses Gesanges.

Iudex ergo cum sedebit,  
Quidquid latet apparebit,  
Nil inultum remanebit.

Quid sum miser tunc dicturus?  
Quem patronum rogaturus?  
Cum vix iustus sit securus.

Rex tremendae Majestatis,  
Qui salvandos salvas gratis,  
Salva me, fons pietatis. *seq.*

---

3.

Lauda Sion Salvatorem,  
Lauda Ducem et Pastorem  
In hymnis et canticis;  
Quantum potes, tantum aude,  
Quia major omni laude  
Nec laudare sufficis.

Sit laus plena, sit sonora  
Sit jucunda, sit decora  
Mentis jubilatio.

Dies enim agitatur,  
In qua mensae ruminatur  
Hujus institutio. seq.

---

4.

Pange lingua gloriosi proelium certaminis  
Et super crucis trophaeo dic triumphum  
nobilem;

Qualiter redemptor orbis immolatus vicerit.

Crux fidelis inter omnes arbor una nobilis  
Nulla talem sylva profert fronde, flore,  
germine,

Dulce lignum, dulce signum, dulce pondus  
sustinet. seq.

---

5.

Ave maris stella, Dei mater alma,  
Atque semper virgo, felix coeli porta.

Virgo singularis, inter omnes mitis

Nos culpis solutos miles fac et castos etc.

6. \*)

Stabat mater dolorosa,  
Juxta crucem lacrimosa  
Dum pendebat filius.

Cujus animam gementem,  
Contristatam et dolentem  
Pertransiuit gladius.

O quam tristis et afflicta

Fuit illa benedicta

Mater Unigeniti,

Quae moerebat et dolebat

Et tremebat, cum videbat

Nati poenas incliti.

Fac me cruce custodiri

Morte Christi praemuniri

Confoveri gratia.

Quando corpus morietur,

Fac vt anima donetur

Paradisi gloria.

---

\*) Uebersetzt von Wieland, im Deutschen  
Merkur, Februar 1781.

7. \*)

Ut quid jubes, pufiole?  
Quare mandas, filiole,  
Carmen dulce me cantare,  
Cum fim longe exful valde  
Intra mare;  
O cur jubes canere?

Magis mihi miserale  
Flere libet puerale  
Plus plorare quam cantare  
Carmen tale jubes quare?  
Amor care,  
O cur jubes canere?

---

\*) Vom Deutschen Mönch Gottschalk, älter  
als Otfried, dem sehr hart begegnet ward.  
Er schrieb dies als ein Vertriebner, im Ges-  
fängniß.

Mit Ihrem dies irae, dies illa haben Sie mir eine schöne Welt zu Grabe geläutet; die Welt der Erscheinungen des Alterthums in ihren bestimmten, lieblichen Formen, in ihren bedeutenden Gebehrden, in ihren gleichsam organisirten Tönen. Sie wird nicht wieder kommen auf unsrer Erde; so wenig uns unsre Jugend zurückkommt.

Jene ersten Versuche der Menschen, sich das Unsichtbare sichtbar, das Vergangene und Entfernte gegenwärtig zu machen, eine Welt von Gegenständen,

von Bildern und Empfindungen durch Worte und Töne darzustellen und zwar also darzustellen, daß auch ihre Folge sprechend, daß ihre Veränderung in Licht und Farben bis zum Kleinsten empfunden oder bemerkt werde; diese Versuche, in einer gegebenen langen Zeit zu Meisterwerken der poetischen Kunst erhöht, von einer Nation, der die Kunst Natur, der Geschmack am Schönen Charakter gewesen zu seyn scheint, werden ihres gleichen schwerlich in Zeiten finden, die Ihre angeführte Hymnen eingeläutet haben.

Nichts ist von zarterem Wesen, als der ächte Natur- und Kunstgeschmack. Durch Frömmigkeit und Andacht, selbst durch Gelehrsamkeit und Fleiß läßt er sich nicht erlangen; er ist eine himmlische Grazie, die auf unsrer Erde nur hie und da, dann und wann erscheint. Sie kann eben

so leicht weggebetet, als wegstudirt werden; einmal vertrieben kommt sie selten oder spät wieder. Und doch ist mit diesem Natur- und Kunstgeschmack selbst der richtige Sinn, die wahre Vernunft des Menschen so innig verbunden. Schwerlich werde ich in Ihrem Athanasius und Ambrosius so schlicht und rein zu lesen bekommen, was mich Cicero's Pflichten, Horaz Briefe und Sermonen lehren. Die Litaneien und Legenden der Heiligen, ja das ganze Breviarium dieser Sittenlehre und Weisheit wird das ächte Richtmaas menschlicher Moralität kaum so strenge an mich legen, als es die besten Lehren des Alterthums, seine mit sicherer Hand, im bestimmtesten Umriß gezeichneten Charaktere zu thun vermochten. Ist einmal der Gesichtskreis und das Ziel der

Bestimmung verrückt, zu welchem die Menschen auf Erden leben, so erscheinen durch katoprische Spiegel zurückgeworfene seltsame Bilder und Vorbilder des Lebens. Eine Zauberlaterne bringt Gestalten hervor, die in Schrecken und Verwunderung setzen können, denen man aber nicht ohne Gefahr folgt.

Ihr Fragment meldete uns an, daß sich fortan die Musik von der Poesie scheiden und in eignen Regionen ihr Kunstwerk treiben werde; für's unbewehrte menschliche Geschlecht eine gefährliche Scheidung. Musik ohne Worte setzt uns in ein Reich dunkler Ideen; sie weckt Gefühle auf, jedem nach seiner Weise; Gefühle, wie sie im Herzen schlummern, die im Strom oder in der Fluth künstlicher Töne ohne Worte keinen Wegweiser und Leiter finden. Eine Musik, die über

Worte gebietet, ist nicht viel anders; sie herrscht despotisch. Erinnern Sie sich in Drydens Ode am Cäcilientage, wohin die Gewalt der Musik den Alexander reißt? Der Halbgott sinkt der Bühlerin in den Arm, er schwingt die Fackel zu Persepolis Brande. Auf gleiche Weise kann durch eine geistliche und, wenn man will, eine himmlische Musik die Seele dergestalt aus sich gesetzt werden, daß sie sich, unbrauchbar und stumpf gemacht für dies irdische Leben, in gestaltlosen Worten und Tönen selbst verlieret.

Unsre zarte, fehlbare und fein empfängliche Natur hat aller Sinne nöthig, die ihr Gott gegeben; sie kann keinen seines Dienstes entlassen, um sich einem andern allein anzuvertrauen: denn eben im Gesamtgebrauch aller Sinne und Organe zündet und leuchtet allein die

Fackel des Lebens. Das Auge ist, wenn man will, der kälteste, der äußerlichste und oberflächlichste Sinn unter allen; er ist aber auch der schnellste, der umfassendste, der hellste Sinn; er umschreibt, theilt, bezirkt und übt die Meßkunst für alle seine Brüder. Das Ohr dagegen ist ein zwar tiefdringender, mächtigerschütternder, aber auch ein sehr abergläubiger Sinn. In seinen Schwingungen ist etwas Unabzählbares, Unermäsliches, das die Seele in eine süße Verrückung setzt, in welcher sie kein Ende findet. Behüte uns also die Muse vor einer bloßen Poesie des Ohrs ohne Berichtigung der Gestalten und ihres Maasses durchs Auge.

Nochmals gehe ich Ihr Fragment durch und frage: „wie wenn aus dieser heiligen Mönchspoesie eine Volksdichtung hervorgehen sollte, wie wird sie werden? Gewiß

anders als die Poesie der Griechen war, nicht nur im Inhalt des Gesanges, sondern auch in desselben ganzer Art und Weise.“

1. Von Mythologie wird in ihr nicht die Rede seyn können, da man diese als eine Dämonensage ansah. Wenn Eine derselben gebildet werden sollte, wird sie aus dem Glauben der Kirche, aus Sagen des gemeinen Volks, aus National=Meinungen und Abentheuern hervorgehn. Jede solcher Gestalten wird die Kirche weihen und ordnen. —

2. Keine Umriffe der Phantasie und des Natursinnes nach Art der Griechen wird diese Dichtkunst schwerlich enthalten, da diese Welt ihr nur ein vorübergehender Schatte zur künftigen Welt ist. Zwischen beide wird sich der Blick theilen, mithin Jene sich in eine Art Dämmerung verliehren. Höchstens also

werden Allegorien auftreten, statt reiner und bestimmter Begriffe; auch wirkliche Personen werden gern als Allegorien und Carven oder als heilige Nebelgestalten erscheinen, die sich in der Ferne verlieren.

3. Das Interesse, das diese Poesie giebt, wird selten ein National-Interesse seyn, wie bei Griechen und Römern, vielleicht aber ein allgemeineres Interesse christlicher Völker, die alle das heilige Bad besprengt hat, die als Begünstigte des Himmels mit dem Kreuz bezeichnet, eine eigne christliche Providenz über sich erkennen, Engel zu ihrer Seite haben, und von der Erde gen Himmel wandern. In der Erzählung wird dies den Ton der Geschichte und Dichtung ganz ändern.

4. Allen Handlungen und Leidenschaften der Menschen, ihren Tugenden und Lastern wird hiemit eine eigne religiöse Farbe, ein Anzug gegeben werden, den die alte Welt nicht kannte. In die Liebe wird sich Andacht mischen; und die Ueppigkeit dagegen vielleicht desto sinnlicher ihr Werk treiben. Statt des Verdienstes der Vorfahren um ein enges Vaterland wird ein andächtiger Ruhm, eine Ehre hervorgehn, die Stand ist und nach Ständen wirkt. Auf diesem Wege wird eine Sentimentalität zum Vorschein kommen, von der die Poesie der Alten nicht wußte, eine anerzogene Sentimentalität der Stände.

5. Endlich, da der Rhythmus der Griechen verloren ist und sich der poëtische Genius hier ungebildeten, mit dem Römischen Volksdialekt vermischten Sprachen

mittheilen soll: so werden in dieser Verwirrung ohne Sylbenmaaße der Alten sich ohne Zweifel rohere Volksgesänge nach dem Modell der Mönchspoese formen. Was das innere Maas und Gewicht der Sylben nicht thun kann, wird der Reim ersetzen sollen, mit dem von jeher das Ohr und die Zunge des Volks spielte. Poesie wird also eine gereimte Prose in Versperioden werden, deren Abwechslung und Ründung etwa auch ein unwissendes Ohr verfolgen kann; dagegen die Musik, vom Bau der Sylben getrennt, in ihrer eignen Region ihr Werk treibet. Lassen Sie uns bald einige Glocken- und Posaunen- und Orgeltöne, aber wenn ich bitten darf, auch einige Töne der Harfe aus diesem neuen christlichen Odeum aller Europäischen Nationen hören.

84.

Drittes Fragment.

Bildung  
eines neuen Geschmacks in Europa  
und dessen erste Verfeinerung.

Alle Deutsche Nationen, die das Römische Reich unter sich theilten, kamen mit Heldenliedern von Thaten ihrer Vorfahren in die ihnen neue Welt; es sind auch Zeugnisse vorhanden, daß diese Gesänge unter ihnen sich lange erhalten haben. Wie auch anders? Diese Gesänge

waren ja die ganze Wissenschaft und Geistesergözung solcher barbarischen Völker, das Archiv ihres Ruhmes und Nachruhms. Was zu den Zeiten der griechischen Sänger (*χοιδωv*) der Fall gewesen, kam jetzt auf eine rohere Weise wieder. Völker, die das Schreiben nicht viel kannten und noch weniger liebten, erhielten durch Lieder das Andenken ihrer Vorfahren, und jedes Volk hatte dabei seine eigne Lieblingshelden, seine eigne Lieblingstöne.

Sehr nützlich wäre es, wenn wir diese alten Wurzeln des Stammes der Denkart und Sprache unsrer Vorfahren noch besäßen; wenn wir die Lieder von Mann und Hermann, Dietrich von Bern, Alboin, Hildebrand, Rüdiger, Siegfried, die Engländer ihr horn-Child, Hervart, Gryn, Hanelock, und so jedes Deutsche Volk die Seinigen

noch hätten. Es gilt aber von allen diesen, was Horaz von jenen uralten griechischen Helden sagt, die vor Homer lebten:

Sie liegen alle, weil sie der heiligen  
Gesänge darben, unbejammert,

Ruhmlos in ewiger Nacht begraben.

Die Veränderung und Mischung der Sprachen, bei den wandernden Völkern die Verschiedenheit des nordlichen und südlichen Klima, wohl aber am meisten der Fortgang der Sitten selbst, hat uns dieser wahrscheinlich in rauhen Tönen besungenen Heldengestalten beraubet.

Wie verschieden nämlich die Mundarten der Deutschen Sprache nach den verschiedenen Volksstämmen, Zeiten und Gegenden waren, dergestalt, daß man die Gothen am schwarzen Meer, in Italien und Spanien, die Wandalen in Pommern und Afrika, die Angeln zu Hengst und zu  
Wils

Wilhelm des Eroberers Zeiten nicht für  
Eins nehmen darf: so ist doch in allem,  
was wir von ihren Sprachen wissen, ihr  
nordisches Gewand unverkennbar. Die  
Deutsche Sprache nämlich, zumal in rau-  
hen Gegenden, liebt einsylbige Töne.  
Hart wird der Schall angestoßen, stark an-  
geklungen, damit so viel möglich Alles auf  
Einmal gesagt werde. Eine Sylbe soll  
alles fassen; die folgenden werden zusam-  
mengezogen, und gleichsam verschlungen;  
so daß sie selten aushallen und kaum zwis-  
schen den Lippen als erstickte Geister  
schweben. Die ganze Bildung unsrer  
Sprache, am meisten die aus dem Latein  
bei uns aufgenommenen Worte und Na-  
men beweisen dies; es sind hart zusam-  
mengedrückte Laute; und was noch son-  
derbarer ist, mit dem Verfolg der Jahr-  
hunderte hat sich dies Zusammendrängen

der Buchstaben nicht vermindert, sondern vermehrt. Alfila's und Ottfried's Sprache sind ungleich tönender, als wie man z. B. im vorigen Jahrhundert oder noch jetzt aus dem Munde des Volks die Worte schreibet. Das Angelsächsische schlich mit viel stummen E. in mehreren Sylben langsam fort; das Englische, das sich unter den Normännern bildete, warf Buchstaben weg, drängte sie zusammen, schnitt vorn und hinten ab die Sylben; so entstand ein ganz neuer Gang und Rhythmus der Sprache.

Aus dieser beliebten Einsylbigkeit der nordischen Mundarten, bei der man aus Trägheit oder wie in böser Luft die Lippen kaum zu öffnen waget, und immer nur hm! hm! sprechen möchte, war es natürlich, daß wenn man Worte gegen einander künstlich stellen wollte, dies in-

sonderheit im Anflange bemerkt werden mußte, indem der Ausgang der Worte gern im Dunkeln blieb. Dies ist nun jenes berühmte System nordischer Alliterationen, (Annominationen,)\* das um kein Haar unnatürlicher als der Reim ist; indem man hier nur in der Mitte oder vorn reimet. Den Alten, d. i. Griechen und Römern waren beide Arten eines solchen Wohlklanges Uebelklänge; ähnliche Anflänge der Worte suchten sie, wie den Reim

---

\*) Nähere Kenntniß von diesem sonderbaren System der Nordischen Prosodie findet man in Olaus Wormius *literatura Danica*, Nickses *thesaur. linguar. septentrion.* und ähnlichen Werken. Wer ihrer entbehrt, ziehe die Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur (Schleswig 1767.) Th. I. S. 150. zu Rath; eine Sammlung Briefe, die weit mehr Aufmerksamkeit verdient, als

zu vermeiden. Auch für die Gegenden eines besseren Klima war dieser nordische rauhe Sylbentritt nicht; die Spanische Romanzen, die vielleicht nach Gothischen Volksliedern geformt sind, haben jenen wilden, männlichen Jambus, der ursprünglich in Wäldern zum Jagd- und Kriegshorn tönte, fahren lassen und statt dessen langsame Trochäen in weiblichen Ausgängen mit dem zuletzt prächtig-verhaltenden ar gewählt. In Italiens Luft zerfloß gleichfalls der gothische und longobardische Sylben-Anklang

---

1132 sie erlangt. Das System der Allitera-  
1131 tionen, daß gewisse Worte im Anfange und  
20 in der Mitte des Verses von einem Buch-  
1130 staben anfangen und einen ähnlichen Vocal  
200 haben, ist, wie mich dünkt, mehr angestaunt  
112 als erklärt worden; sein natürlicher Grund  
12 ist der Bau der Sprache selbst, der Genius  
des Volks, das sie sprach und die Art, wie  
112 man die Worte antönte. 1130 A. d. B.

in weiche und immer weichere Töne. Kein Wunder also, daß jene alten Helden=Melodien in dieser sanfteren Luft den Tönen nach allmählich verhallten.

Dabei aber gingen nicht sofort auch die Erzählungen selbst, jene Heldensagen zu Grunde, die gleichsam die Seele dieser Völker, ihr Trank und ihre geistige Speise waren. Sie konnten nicht zu Grunde gehen, weil diese Völker, (wenn mir der Ausdruck erlaubt ist) abentheuerlich dachten und entweder gar nicht oder im Abentheuer lebten. Ein Volk von wenigen aber starken Begriffen und Leidenschaften geregt und getrieben, hat wenig Lust zu Ordnungsmäßigen, gewöhnlichen, ruhigen Geschäften; es bleibt gegen sie kalt und träge. Dagegen flammets auf, wenn ein Abentheuer ruft, wenn wie ein Jagd= und Kriegshorn die Abentheuersage

ertönet. In eingepflanzten Trieben, in angebohrnen Begriffen und Neigungen ging diese Liebe zum Abentheuer auf Geschlechter hinab; der geistliche Stand, in dessen Händen die Bildung der Menschen nach Begriffen der Zeit war, bemächtigte sich dieses Triebes; er fabelte, dichtete, erzählte. Von Erzählungen fängt alle Cultur roher Völker an; sie lesen nicht, sie vernünfteln nicht gern, aber sie hören und lassen sich erzählen. So Kinder, so alle Stände, die insonderheit unter freiem Himmel ein halb- müßiges Leben führen. Wo sie auch leben, Norweger und Araber, Perser und Mogolen, der Gothe, Sachse, Frank und Katte des Mittelalters, noch jetzt alle halb- müßige Abentheurer, Krieger, Jäger, Reisende, Pilger haben hierinn Einerlei Geschmack, Einerlei Zeitkürzung. Unwissenheit ist die Mutter des Wunderbaren, unternehmende

Kühnheit seine Ernährerin, unzählige Sagen seine Nachkommenschaft und ihr großer Mentor, der Glaube. Wenn Mönche dergleichen Erzählungen in ihre Chroniken aufnahmen und ihre Legenden selbst darnach schrieben: so thaten sie es nicht immer aus Lust zu betrügen. Es war Geschmack und sogar Kreis des Wissens, Denkart der Zeit; eine ächte Mönchschronik mußte vom Anfange der Welt anfangen und in bestimmten Zeiträumen durch Fabel und Geschichte der Griechen und Römer, (Geschichte und Dichtung auf Einem Grunde betrachtet) bis zum Ende der Welt fortgehn; das war der gegebene Umriss. Eben nach den Begebenheiten der Zeit, die allesamt geistliche und weltliche Abenteuer waren, formte sich der Umriss der Erzählung, bildete sich der Ton des Ganzen. Mehr als Eine Chronik der

mittleren Zeiten ist wie ein cyklisches Gedicht zu lesen.

Wenn aber und wie wird aus diesen vermischten Sagen und Abentheurmährchen so verschiedner Völker in so verschiedenen Gegenden und Umständen ein Ilias, eine Odyssee erwachsen, die Allem gleichsam den Kranz raubte, und jetzt als Sage der Sagen gelte?

Dazu gehört viel; insonderheit aber daß die Sprache und der Witz der Europäischen Völker einigermaßen verfeinert werde, daß Völker mit einander in Verbindung oder in Wettkampf gerathen, dadurch sie einander verstehen lernen, endlich daß, wenns seyn kann, hier oder da ein Homer aufkomme, dem alle horchen. Neufferst schwer und langsam konnte diese Aufgabe aufgelöset werden, da Einestheils die Völker durch Stammesvorurtheile und

Leidenschaften blind getrennt, anderseits die Sitten so grob oder verderbt waren, daß schwerlich ein Lorbeerbaum für ganz Europa sprossen konnte. Tapferkeit und Wiß sind nicht immer beisammen; eben so selten sind es Wiß und Klosterandacht, wie die Esels- und Narrenfeste, das Hez, Sir Ane, Hez, und andre Anstalten zeigen. Wenn in die Sprachen Europa's Bildung, in seine Sitten Geschmack, in seine Poesie Unterhaltung kommen sollte, so mußten diese anderswoher kommen, als vom Waffenplatz und aus dem Kloster. Sie mußten aus einer Gegend kommen, wo ein fremder Umgang etwas anders als den bloßen Mönchs- und Klostergeist zeigte. Kurz —

Spanien war die glückliche Gegend, wo für Europa der erste Funke einer wiederkommenden Cultur schlug, die sich denn auch nach dem Ort und der Zeit gestalten

musste, in denen sie auflebte. Die Geschichte davon lautet wie ein angenehmes Märchen.

Spanien nämlich, so sagt die Geschichte, hatte unter der Herrschaft der Mauren eine sehr blühende Gestalt gewonnen; mit dem Ackerbau, dem Fleiß, dem Handel, waren in ihm mehrere Wissenschaften und Künste, unter diesen auch die Dichtkunst cultivirt worden. Die Maurische Galanterie hatte sich unter dem schönen Himmel von Granada, Murcia, Andalusien veredelt; glänzende Ritterspiele waren im Gebrauch, an denen als Preisausstheilerinnen auch die Damen Theil nahmen. Ohne Zweifel war die Nachbarschaft dieses gebildeten Volks mit andern eine Ursache, daß unter dem gleichschönen Himmel von Valenzia, Catalonien, Arragonien und den südlichen Provinzen Frankreichs sich die so-

genannte Provenzal- oder Limosinische Sprache auch aus der Barbarei riß und eine frische Blüthe, die provenzalische Dichtkunst hervorbrachte. Von Valenzia an über die Inseln Majorka, Minorka, Yoiza, über Arragonien und Katalonien, jenseit der Alpen über die Provence, Languedoc, Guienne, das Delphinat, bis nach Poitou hinein erstreckte sich diese Sprache, die nach damaligen Zeitumständen allgemach die gebildetste in Europa ward \*). Regierende Fürsten und Grafen, Ritter und Edle von jedem Range sahen es als eine Ehre an,

---

\*) In Crescimbeni istoria della volgar Poesia, in Belasquez: Die Geschichte der Spanischen Dichtkunst und denen daselbst angeführten Schriften, in mehreren Abhandlungen des um die Provenzalen sehr verdienten Curne de St. Palays in der Academie

ste an ihren Höfen und in ihren Schloßfern, die kleine Höfe waren, zierlich zu sprechen. Die Damen nahmen daran Theil, nicht nur als Richterinnen und als der vielfältige Gegenstand der Gedichte, sondern zuweilen auch als Dichterinnen selbst. Die Provenzal-Poesie ward das Organ des galanten Rittergeistes in allen Zweigen seiner Denkart. Man besang die Liebe und warf Fragen der Liebe auf, die in sogenannten Corte d'amore verhandelt wurden; man nannte ihre Versart Tenzonen. Kleine und große Abenteuer, Begebenheiten des Lebens und der

---

der Aufschriften, Millots histoire des Troubadours, Abbt Andrés storia d'ogni literatura T. I. II. kann man sich über diese merkwürdige Erscheinung weiter belehren. Sie ist die Morgenröthe der neueren Europäischen Cultur und Dichtkunst.

Geschichte, auch geistliche Dinge wurden in Canzonen, Villanesca's und andern Gedichtarten besungen, unter welchen man die Satyren Sirventes nannte. Auch Lehre und Unterricht trug man in mancherlei Einkleidungen vor; ja es ereigneten sich keine Handel der damaligen Zeit, die an großen Ereignissen und Verwirrungen sehr reich war, an denen hie und dort nicht irgend ein Provenzal Antheil genommen hätte. Kreuzzüge und andre Kriege, Vererbungen der Reiche und Schlösser, Sitten der Fürsten, der Damen, der Geistlichkeit, der Päbste selbst; alles berührte diese Dichtkunst, oft mit einer kühnen Freiheit. FINDER, Trobadoren nannten sich die Dichter, die vorher in der bäurischen Römersprache Fatisten (Macher, faiseurs) geheißen hatten. Ihre Kunst hatte den Namen der fröhlichen Wis-

fenschaft (gay saber, gaya ciencia) so wie auch ihr entschiedner Zweck fröhliche angenehme Unterhaltung war.

Der erste Garten, wo diese Blume aufsproßte, war vielleicht der Hof zu Barcellona; sehr bald aber müssen andre gefolgt seyn: denn der älteste Provenzaldichter, den wir haben, Wilhelm der neunte, Graf von Poitou, Herzog von Aquitanien, am Ende des eilften und im Anfange des zwölften Jahrhunderts, sang schon in einer zur Poesie völlig gebildeten Sprache. Auch in Gallicien, Castilien, Portugal finden sich zu eben dieser Zeit ähnliche Uebungen der Verskunst ohngefähr in demselben Gedankenkreise. Die sogenannten Jeux floraux aber, eine Blumengesellschaft, wo der Preis der Dichtkunst ein goldnes Beilchen war, ist von weit späterem Datum. (1324.) Ihre Stifterinn

war Clemenzia Isaura, Gräfin von Toulouse.

Man hat über den Ursprung des Reims viel gestritten, und ihn bei Nordländern und Arabern, bei Mönchen, Griechen und Römern gesucht; mich dünkt mit unnöthiger Mühe. Man könnte über ihn das bekannte Kinderspiel mit dem Motto: „alles was reimen kann, reimt“ spielen. Mönche reimen, Otfried reimte, die Araber reimen, Mahomed im Koran, der Engel Gabriel reimt; der alte Lamech vor der Sündfluth reimte. Aber Griechen und Römer in ihren schönsten Zeiten vermieden die Reime und suchten einen fortgehenden, höheren Wohlklang. Die Trobadores, die in jedem Innern die Poesie der Araber nicht nachahmen konnten, sondern sich eine Poesie, wie sie ihnen ihr Zeitgeist, ihre Sprache und das nähere Vorbild der latei-

nischen Mönchspoesie gab, finden mußten; sie mußten reimen, ja sogar in die Mannichfaltigkeit gereimter Versarten einen großen Theil der Unmuth ihrer Poesie legen, weil sie ihrer Zeit und Sprache nach nichts Anders thun konnten. Die Limosinische Mundart, wie jedes andre Kind der *lingua rustica Romana* wußte vom Rhythmus der alten Römerpoësie ganz und gar nichts; also konnten die Provenzalen ihre Verse nicht nach der Grammatik der Alten scandiren; sie accentuirten sie, wie Spanier, Portugiesen, Italiener und Franzosen noch bis jetzt ihre Verse accentuiren, solche daher auch nicht nach einer eigentlichen Quantität der Sylben, sondern zur artigen, vollständigen Declamation einrichten \*).

---

\*) Dieser Unterschied zwischen der alten Prosodie, von dem viele keinen deutlichen Begriff

Diese accentuirte Declamation ward eine eigne Kunst, auf welche sich die Rhapso- den der damaligen Zeit, die auch Erzähler hießen, (Conteurs,) legten. Mit den Gedichten der Troubadoren reiseten sie an den Höfen umher, und begleiteten sie theils mit einem Instrument, theils mit Gebärden; daher man sie auch Jongleours, (Joculatores) Mufars, Comirs Plaisantins

---

haben, und der doch zum Unterschiede der alten und neuen Poesie viel beiträgt, ist am besten in Isaak Vos bekannter Abhandlung *de cantu veterum* (übersetzt in der Sammlung vermischter Schriften Th. I. Berl. 1759.) in des Abbt Du Bos Betrachtungen über Poesie und Malerei, in Muratori Abhandlung *de rhythmica Veterum poesi* (Antiqu. Ital. med. aevi T. III. p. 664.) sonst aber auch in Klopstocks u. a. grammatischen Schriften vorgetragen, wie er denn zur Prosodie jeder neueren Sprache gehöret.

nannte. Sie unterhielten die Gesellschaft mit Liedern und Erzählungen, den bekanntesten *fabliaux* vergangener und damaliger Zeiten, bis sie es zuletzt so arg machten, daß sie von mehreren Höfen verbannt wurden.

Die ursprüngliche fröhliche Wissenschaft (*gaya ciencia*) ging also von Artigkeiten des Gesprächs, von Fragen und Unterredungen, von einer angenehmen Unterhaltung aus; auch in Sonnetten der Liebe, im Lobe und im Tadel, ja bei jedem Inhalt blieb dieser Charakter den Provenzalen; ein höherer poetischer Ton war ihnen ganz fremde. Also mußte das angenehme und mannichfaltige Spiel der Reime, an welche damals in geistlichen und Volksliedern das Ohr gewöhnt war, den Mangel des hohen lyrischen Wohlklanges und Rhythmus der Alten, von dem ihre

Sprache und ihr Organ nicht wußte, ersetzen. Jede Versart bekam ihre Strophe, d. i. ihren abgemessenen Perioden der Declamation in einer angewiesenen Ordnung und Art der Reime; in welcher Wissenschaft eben die Kunst der Trobadoren bestand. Und so haben wir die Gestalt der neuern Europäischen Dichtkunst, sofern sie sich von der Poesie der Alten unterscheidet, auf einmal vor uns. Sie war Spiel, eine amusirende Hofverskunst in gereimten Formen, weil der damaligen Sprache der Rhythmus und der damaligen Denkart der Zweck der Poesie der Alten fehlte. Sie war ein Hofgarten, in dem hier ein Baum zum Sonnet, dort zur Tenzone, zum Madrigal u. s. künstlich ausgeschnitten ward; eine höhere Gartenkunst war dem Geschmack der damaligen Zeit fremde. —

85.

**G**lück, also zum ersten Stral der neueren poetischen Morgenröthe in Europa! Sie hat einen schönen Namen: die fröhliche Wissenschaft, (*gaya ciencia, gay saber;*) möchte sie dessen immer werth seyn! Wir wollen uns nicht in den Streit einlassen, ob die Spanische oder Limosinische Sprache die ersten Dichter gehabt? ob in dieser dies- oder jenseit der Pyrenäen früher und glücklicher gedichtet worden? \*) Die Erschei-

---

\*) Ich rücke diese Briefe hier ein, weil der so lange geführte Streit über den Antheil, den

nung selbst, daß an den Grenzen des Arabischen Gebiets sowohl in Spanien als in Sicilien für ganz Europa die erste Aufklärung begann, ist merkwürdig und auch für einen großen Theil ihrer Folgen entscheidend.

Unlängbar ist nämlich, daß die Araber in ihrem weiten Reiche, das sich von China bis Fez, von Mosambique bis fast an die Pyrenäen erstreckte, Sprache

---

die Römer, die Araber, die Normänner u. f. an der Bildung unsres Geschmacks und unsrer Literatur haben, noch nichts weniger als bezeugt ist. *Warton* z. B. in der Geschichte der Englischen Dichtkunst, *Thyrwitt* in seinen Anmerkungen zu *Chaucer*, *Artegana* in der Geschichte der Italiänischen Oper, *Andrès* in der storia d'ogni letteratura u. f. sind noch weit aus einander; und doch liegt alles Material so nahe beisammen vor uns.

A. d. H.

und Wissenschaften, Handel und Künste sehr cultivirt hatten. Wie anders nun, als daß in Spanien, wo ein Hauptsitz dieser Cultur war, wo Jahrhunderte lang die Christen mit ihnen in Streit oder ihnen unterwürfig gelebt hatten, neben diesem hellen Licht nicht ewig und immer die Dunkelheit verharren konnte? Es mußten sich mit der Zeit die Schatten brechen; man mußte sich seiner schlechten Sprache und Sitten, der ungebildeten Rustica schämen lernen, und da die meisten Spanier Arabisch konnten, auch eine unsägliche Menge arabischer Bücher und Anstalten in Spanien Jedermann vor Augen war: so konnte es ja nicht fehlen, daß jeder kleine Schritt zur Vervollkommnung auch unvermerkt nach diesem Vorbilde geschah. Was sie nicht hatte, konnte die Mönchspoesie nicht geben; Gegentheils konnte und wollte

auch die Provenzalpoesie nicht nachahmen, was bei den Arabern für sie nicht gehörte, Mahomed's Lehre, so wenig einst die Araber den Homer und die griechische Mythologie hatten aufnehmen mögen. Aber was sich aufnehmen ließ, der Genius des Volks, die Arabische Denk- und Lebensweise; sie sind in den Versuchen der Provenzalen, (diese mögen schlecht oder gut seyn,) wie mir dünkt, unverkennbar.

Bei welchem andern Volk in Europa waren poetische Fragen und Antworten in Gebrauch, als bei den Arabern? Es wurde Kunst und Lebensart darinn gesetzt, auch unvorbereitet wüßig in gereimten Versen zu antworten \*). Daher

---

\*) Zahlreiche Proben und Nachrichten hierüber finden sich in Herbelots morgenländischer

also die Fragen und Antworten der Liebe bei den Provenzalen. Welch andres Volk in Europa hielt die Sprache für Eins seiner edelsten Heiligthümer und feierte Wettkämpfe des schönsten poetischen Ausdrucks in ihr? Kein andres, als die Araber; die angrenzenden Christen, beschämt über ihre Rohheit, zuerst vielleicht auch nur aus Nachahmungssucht, folgten ihnen nach. Ihre Großen und Edlen thaten aus Mode, was die Araber seit Jahrhunderten aus Trieb und aus Nationalstolz gethan hatten, sich der Wissenschaften anzunehmen und in der Sprache der Dichter selbst zu glänzen.

---

Bibliothek, W. Jones commentar. de Poesi Asiae., Richardsons Vorrede zu seinem Persischen Wörterbuch (übersetzt Leipz. 1779.)  
Andrés storia d'ogni letteratura aus Casiri, ja in der Geschichte der Araber selbst.

H. v. S.

Welch andres Volk in Europa verband in seinen Vorstellungen Tapferkeit, Liebe und Andacht, wie die Araber? Von den ältesten Zeiten an war es bei ihnen die gewöhnliche Regel eines Gedichts, von Gott und vom Propheten anzufangen, sodann der Liebe ihren Zoll zu entrichten, und darauf gegen Freund oder Feind seine Tapferkeit zu bezeugen. Wie übel auch oft diese Stücke zusammenhingen; es war das angenommene poetische Gesetz, dem sich, wiefern es Religion und Sitte erlaubte, nun auch die Christen bequemen. Die festgesetzten Gattungen der Poesie der Araber, Preis und Tadel, Trohlocken und Klage, Liebe und Haß, Lehre und Beschreibung wurden auch hier der Inhalt verschiedener Gesangesarten; selbst die Prosodie der Provenzalen ward nach der bloß accentuirten und declamirten arabischen

Verfkunst, in welcher der Reim unentbehrlich war, eingerichtet. Hören Sie darüber das Zeugniß des vielleicht gelehrtesten Arabers, den unsre Nation gehabt hat, Keiske: \*)

„Die allerältesten Schriften der Araber sowohl in gebundner als freier Rede sind in Reimen abgefaßt. Die Art ohne Reime zu reden und zu schreiben, ist neuer als jene. Noch heutiges Tages pflegen sie auch in ihren ungebundenen Schriften, wenn sie recht schön schreiben wollen, den Reim beizubehalten, so daß sie, wenn sie einen Reim drei- vier- oder mehrmal wiederholt haben, alsdann einen andern vor die Hand nehmen, und es mit diesem eben so machen, und dann wiederum einen andern. Auf diese Weise ist der

---

\*) Neuer Büchersaal, Th. 10. S. 220. u. f.

ganze Hariri geschrieben, der für den Cicero der Araber gehalten wird; imgleichen des Tamerlans Arabische Lebensbeschreibung.“

„In der Poesie sind ihre ältesten Stücke gereimt. Die alten Araber übten sich auch sogar ihre häuslichen und vertraulichen Gespräche in Reimen vorzutragen. So hat man ein noch vor dem Muhamed verfertiges, etliche achtzig bis neunzig Verse langes Gedicht, das ein gewisser Haretsch Ben Helza ohn' einiges vorhergegangnes Bedenken, sich auf seinen Bogen lehrend, hergesagt hat. Die Uebung hierinn muß bei ihnen sehr groß gewesen seyn.“

„Wie die erste Hälfte des Verses sich schließt, schließt sich auch die andre Hälfte eben desselbigen Verses; und wie sich der erste Vers in der Mitte und am Ende endigt, so endigen sich auch alle andre fol-

gende, wenn ihrer auch noch so viel wären, bis zwei- dreihundert und noch mehr. Doch pflegen sie ihre Gedichte so lang nicht zu machen. Schon zu Christi Zeiten und kurz hernach müssen sich die Araber der Reime bedient haben, weil ihre Dichtkunst schon einige Jahrhunderte vor Muhamed vollkommen gewesen und nicht die geringste Spur von einem Reimlosen Gedicht bei ihnen gefunden wird; es sei lang oder kurz, heroisch oder jambisch. Doch sind ihre jambischen Gedichte so beschaffen, daß sie den einmal gefassten Reim nicht beständig behalten, welches sonst ein wesentliches Erforderniß der heroischen Gattung ist; sondern sie wechseln mit dem Rhythmus ab, beinahe wie wir. Haben sie Einen Rhythmus drei- viermal wiederholt, so fallen sie auf einen andern.“ u. f. — Ich glaube nicht, daß die Erbauung der Sonnette,

Madrigale und anderer Versarten der Provenzalen ihrem Ursprunge nach einer helle-  
 lern Erklärung fähig sei oder bedürfe, als  
 dieser. Ursprünglich waren sie eine Art  
 gereimter, oft aus dem Stegreif  
 gereimter Prose; die meisten Poesieen  
 der Provenzalen sind offenbar nichts an-  
 ders.

Daß viele unsrer Poesieen diesen Ara-  
 bischen Schmuck noch an sich tragen, wis-  
 sen wir alle; wenige aber wissen den Ur-  
 sprung dieser Fesseln, daß ein Volk näm-  
 lich sich dieselbe aus Uebermuth der Bes-  
 geisterung sogar im gemeinen Leben ange-  
 legt, und damit so leicht umzugehen ge-  
 wußt habe, daß es lange Reden durch so-  
 gar Einen und Denselben Reim beibehal-  
 ten konnte. Auch bei den Provenzalen war  
 es in mehreren Sylbenmaassen offenbar  
 aufs öftere Wiederkommen desselben

Keins angesehen, womit denn weder unser Ohr noch unsre Sprache sonderlich zusprechen seyn dürfte. Wenige wissen es, daß die Poesie der Araber zwar leidenschaftlich und Bildervoll, nicht aber im besten Geschmack abgefaßt war \*); daher auch schon die Provenzalen von diesem ganz und gar Asiatischen Geschmack sehr abgehen mußten. Da ihnen nun mit der Leidenschaft und dem Scharfsinn dieses fremden Volks auch dessen ausgebildete Sprache fehlte; was Wunder, daß ihnen oft nur die Form des Gedichts, angenehm wiederkommende Schalle übrig blieben, in die sie das Wesen der

---

\*) Proben davon geben W. Jones commentar. de Poesi Asiatic. und alle von ihm und andern bekannt gemachten Poesieen der Araber. An Leidenschaft und Bildern sind sie reich; ihr Geschmack aber in Composition dieser Bilder ist von dem unsrigen ganz verschieden.

Dichtkunst setzen? Diese sollte ja nur Unterhaltung in einer angenehm-gereimten Prose seyn und bleiben.

Ganz anders wird die Sache für uns, die wir einen artigen Umgang in häuslichen und vertraulichen Gesprächen nicht eben in Reime setzen, uns auch von Jugend auf nicht geübt haben, sinnreich extempore zu reimen. Einzig in der Poesie haben wir diese alte arabische Höflichkeit beibehalten, daß Ihr unsrer Freunde mit Reimen zu vergnügen \*). Und dennoch würde auch das Reimsüchtigste Ihr es sich

---

\*) *Rhythmi cum alliteratione avidissimae sunt aures Arabum. In florilegio hoc (Elnawabig vel Ennawawig, quod vocabulum designat scaturientes partim poëtas, partim versas vel rhythmos nobiliore quadam vena se commendantes) linguae Arabicae genius egregie relucet, nativumque illum*

verbitten, wenn wir wie die Araber denselben Klang oder Endbuchstaben einige hundertmal wiederkommen ließen und in heroischen Gedichten unsern Helden durch Einen Reim zehntausendmal wiederkommend priesen.

Füge ich nun zu dieser Reimgalanterie der Araber noch das andre Geschenk hinzu, damit sie (andre Nationen nicht ausgeschlossen) die Poesie der Europäer beschenkt haben, jene Phantome Asiatischer Einbildungskraft nämlich,

---

*cernere licet characterem, qui per rhythmos et alliterationes mera vibrat acumina.*

Schultens in der Vorrede zu Erpenius Arabischer Grammatik. Mich dünkt, weder unsre Sprache noch unsre Nation habe diesen angebohrnen Witzsprudelnden Reimcharakter.

A. d. W.

lich, die vom Berge Kaf über Afrika und Spanien, über Palästina und die Tatarei zu uns gekommen sind; gewiß, so sind wir ihnen wie in der Chemie und Arzneikunst so auch in der Dichtung viele gebrannte Wasser schuldig.

86.

Den Reim lasse ich unsrer Poesie nicht nehmen; vielmehr zeigt der bemerkte Ursprung desselben zugleich auch seine glücklichste Anwendung. Er gehört

1. Für Kirchen- und andre Volkslieder. Umsonst führten ihn nicht die heiligen Väter von Ambrosius an in ihre Chöre und Hymnen ein. Der gute Prudentius ging ihm noch aus dem Wege; Sedulius, Fortunatus u. s. gebrauchen ihn schon häufig, ohne ihn von den Arabern gelernt zu haben. Sie wußten, was fürs Volk gehöre. Zuletzt ward

er insonderheit in den lateinischen Liebes-  
gesängen so überfließend gebraucht, als ihn  
wohl kein Araber gebraucht hat.

2. Denksprüche fürs Volk klingen  
in Reimen prächtig! Daher die Macht  
unsrer gereimten Sprüchwörter, unsrer al-  
ten Oden und Alexandriner. Ein berühm-  
ter Dichter hat von einem ungezwungenen  
Reim gesagt:

„Er stützt und hebt die Harmonie; und leimt  
die Rede ins Gedächtniß.“

Dies ist wahr. Wohlgereimte Sentenzen  
sind Machtsprüche; sie tragen im Reim das  
Siegel der ewigen Wahrheit. Von An-  
fange der Welt an hat man Räthsel und  
Denksprüche gereimet.

3. Lebhaftere Antworten sind für  
den Reim, nicht nur in Arabien, sondern  
bei allen Völkern. Vom Französischen Thea-

ter werden Sie sich solcher unerwarteten Ausgänge gnug erinnern; aus Epigrammen, wohin sie eigentlicher gehören, noch mehrere. Es ist ein Fehler des Versificators, wenn er um Einen glücklichen Reim zu erhaschen fünf unglückliche vorhergehen oder folgen läßt \*); ein solcher ist kein Haretsch Ben Helza, der auch im Staatsrath seines Königes sein Botum für den Krieg in donnernden Reimen hinstellte.

4. Es giebt mehrere Gattungen angenehmer Conversationspoesie, die ohne Reimen nichts sind. Der gesuchte, so wie der ungesuchte, der versteckte so wie der klingende Reim sind in ihnen Kunst-

---

\*) But those that write in rhyme still make  
The one verse for the other's sake;  
For one for sense and one for rhyme  
I think sufficient for a time.

mäßig geordnet. Man sollte sie Arabesken nennen: denn eben auch den Arabern galt der Reim für ein Siegel des vollendetsten Ausdrucks.

5. Endlich müssen Sie der Gewohnheit nachgeben und Sprachen sowohl als Dichtern erlauben, sich auf ihre Art zu vergnügen. Diesem Dichter ist der Reim ein Steuer, jenem ein Ruder der Rede; ohne ihn litte jenes poëtische Fahrzeug Schiffbruch, dieses strandete auf dem niedrigsten Sande \*). Einem andern Versificator ist er noch etwas Wertheres, ein Erwerbsmittel der Gedanken; wollten Sie ihm also mit dem Reim seine hyperusische Nahrung nehmen? Einem Dritten ist der

---

\*) For Rhyme the rudder is of verses,  
With which, like ships, they steer their  
courses.

Reim eine Werb-Trommel, Bilder zu versammeln; zwar kommen die Geworbenen oft etwas bunt zusammen, aber was schadet's? Desto stärker fallen sie ins Auge. Nehmen Sie Pope, Cowley und ihren fünf Brüdern den Reim; so haben Sie ihnen Moses und die Propheten genommen; wen sollen sie fürder hören? Nehmen Sie der Französischen Sprache den Reim — hören Sie, was darüber ihre eigne Autoren sagen:

Nos Vers affranchis de la rime ne paroissent differer en rien de la Prose.

*Prevot.*

Je n'ai garde de vouloir abolir les rimes; sans elles notre versification tomberoit.

*Fenelon.*

Les Italiens et les Anglois peuvent se passer de rime, parceque leur langue a des inversions et leur poesie mille liber-

tés qui nous manquent. Chaque langue a son genie; le genie de notre langue est la clarté et l'elegance: nous ne permettons nulle licence à notre Poésie, qui doit marcher comme notre Prose dans l'ordre precis de nos Idees. Nous avons donc un besoin essentiel du retour des mêmes sons pour que notre Poésie ne soit pas confondu avec la Prose.

*Voltaire.*

Nos sillabes ne peuvent produire une harmonie sensible par leurs mesures longues ou breves; la rime est donc necessaire aux vers Francois.

*Voltaire.*

Hier sind klare Bekenntnisse; schonen Sie also in mehr als Einer Sprache der Reime, dieser unschuldigen Kinder. Auch bei uns gehören rime und raison zusammen, wie bei den Arabern. Ungereimt ist uns, was — sich nicht reimet.

---

N a c h s c h r i f t.

---

Ernsthaft gesprochen, läßt sich an diesem Ursprunge der Europäischen Cultur in Vergleich mit der Poesie der Alten noch Manches bemerken.

1. Bei den Griechen war Poesie mit der Sprache entstanden; jene hatte diese gleichsam von innen heraus gebildet; ehe schriftstellerische Prose entstand, war Gesang und Poesie — gewesen. In der Iliadischen Sprache, so wie in allen ihren Schwestern hatte man nicht nur längst Prose gesprochen, ehe man durch Versarten mit abgezählten Sylben und Reimen diese gemeine Sprache (*lingua volgare*) zu veredeln suchte; sondern die Bulgarpoesie selbst sollte eine gereimte, cadenzirte, schönere Prose seyn und bleiben. Die Syl-

benmaasse der Alten fanden in ihr nicht Platz, weil sie eigentlich bloß von der Conversation ausging, und auf diese hinführte.

2. Die Poesie der Alten hatte in ihrem Ursprunge viel mehr Wichtigkeit, Zweck und Anlage in sich, als diese neuere haben konnte. Vor Erfindung der Schreibekunst vertrat Jene die Stelle aller Wissenschaft; sie war die Sprache der Götter, der Gesetzgeber und Weisen; was der Nachwelt würdig geachtet war, ward in sie gelegt, daher auch von ihr fast jede Wissenschaft ausging. In Europa war alles anders. Die Sprache des Heiligthums war und blieb die lateinische, in welcher sich denn auch lange Zeit hin die Wissenschaften fortgebildet haben; die Vulgarpoesie wollte weder gelehrt noch andächtig, sondern unterhaltend seyn. In allen Sprachen,

denen die Provenzalpoesie den Ton gab, ist dies ihr Hauptcharakter geblieben.

3. Dagegen aber ward Etwas, worauf die Poesie der Alten ihre Segel nicht hatte richten dürfen, dieser Poesie Ziel und Zweck, nämlich Freiheit der Gedanken. Durch die Provenzalpoesie und durch das was sie hervorbrachte, so viel oder wenig es war, ward zuerst das Joch zerbrochen, das alle Völker Europa's unter dem Despotismus der lateinischen Sprache festhielt; und damit war viel geschehen. Sollten Europa's Völker denken lernen, so mußten ihre Landes-Sprachen gebildet werden; sie mußten in ihrer Volkssprache wichtige, sinnreiche, anmuthige Dinge hören, an denen sich ihr Verstand schärfte. Wenn dieses zuerst auch nur in den obern Ständen und auf eine sehr unvollkommene Weise geschah; so gelangte es doch bald

weiter. Mit Fragen der Liebe fing man an; zu weit wichtigern schritt man fort; die mittleren Zeiten haben manche Dinge sehr scharf und rein erörtert. Mit Erzählungen fing man an, und wußte in sie einzufleiden, was man nackt nicht sagen durfte; ja was die Erzählung nicht sagte, gesticulirte das rohe Schauspiel. Den besten Erweis, daß durch die Ausbildung der Provenzalsprache für ganz Europa Freiheit der Gedanken bewirkt worden, zeigt die in ihr entstandene erste Reformation, die sich von den Pyrenäen und Alpen nachher in alle Länder verbreitete. In dieser Sprache nämlich wurde die edle Unterweisung (*la noble leçon*) der erste Volks- und Sittenkatechismus geschrieben; in sie wurde zuerst die Bibel übersetzt; in ihr das apostolische Christenthum erneuert. Mit großem Muth ging sie den Aergers-

nissen der Klerisei entgegen, und hat wie den poetischen Lorbeerkrantz, so auch unsäglicher Verfolgungen wegen die Märtyrerkrone der Wahrheit für ganz Europa verdienet. Sind wir den Provenzalen und ihren Erweckern den Arabern nicht viel schuldig? \*)

---

\*) Mehrere Nachrichten hierüber giebt die Geschichte der sogenannten Waldenser, Albigenser, bons hommes, u. f. deren verschiedne Namen sowohl als erlittene grausame Verfolgungen bekannt sind. In Leger's Geschichte der Waldenser sind ihre in der Provenzalsprache geschriebene Schriften angeführt; ausführlichere Nachricht giebt die hist. generale de Languedoc, T. III. Des Wiklif, mithin auch Huf und Luthers Reformation hängen mit dieser ersten Insurrection gegen den herrschenden Clerus zusammen, wie die feinere Cultur in Europa mit den ersten Versuchen der provenzalischen Dichtkunst.

A. d. B.

---

87.

Viertes Fragment

---

Einfluß der Provenzalen in die Euro-  
päische Cultur und Dichtkunst.

---

Die Verfkunst der Provenzalen ging auf alle benachbarte Nationen über; ja sie ist das Vorbild der Poesie aller südlichen Völker Europa's, in manchem sogar der Engländer und Deutschen worden: denn mit den Kaisern aus dem Schwäbischen Hause kam die provenzalische Dicht-

kunst auch nach Deutschland. Die Minnesinger sind unsre Provenzalen.

Zu Dante's Zeiten waren schon sieben Gattungen dieser Verzkunst in der Italiänischen Sprache, Sonnet, Ballade, Canzone, Rodondilla, Madrigal, Servente, Stanze; sie haben sich seitdem zahlreich vermehrt, vielfach verändert; immer aber ist die Italiänische Sprache jenem Nichtmaas treu geblieben, das zu Dante, Boccac und Petrarca Zeiten die Provenzalpoesie ihr anwies. Die Sylbenmaasse der Griechen und Römer, so oft sie versucht worden, haben in Italien, Spanien und Frankreich ihr Glück nie machen mögen.

Nun müßte es wohl ein sehr barbarisches Ohr seyn, das nicht, zumal unter jenem Himmel, die Musik dieser Versarten fühlte. Der weitverhallende Wohlklang

einer regelmäßigen Italiänischen oder Spanischen Stanze, die schön verschlungene Harmonie eines vollkommenen Sonnets, Madrigals, oder einer vortrefflichen Canzone, die abwechselnde leichte Melodie einer schönen Canzonette, Rodondilla oder Seguidilla tönt so anmuthig; der Tanz ihrer Sylben ist so ätherisch, daß ihn unsre deutsche Sprache, die ein ganz anderer Genius belebet, vielleicht auch nicht nachahmen sollte. Die Poesien so vieler Lyrischen und Epischen Dichter in Italien und Spanien sind gleichsam so viel Hesperische Zaubergärten, wo die Bäume singen, und an jedem Zweige des singenden Baums ein Glöckchen tönet. Die Poesie der Alten singt nicht also; aber das Rauschen des Baumes selbst, das Wehen seiner Zweige im zartesten Sproßling ist begeisternd, ist heilig.

So im Aeußern; ist's aber auch anders, wenn man die Poesie der Italiäner mit den Alten im Innern vergleicht? Nehmet z. B. ein Sonnet, ein Madrigal, eine Canzone, eine Stanze, und führet sie auf Formen der Griechen und Römer zurück. Hier, findet man oft, mußte der Ausdruck des Gedankens gedehnt, dort die Empfindung gelängt und geweitert werden. Einschüßel und fremde Zusätze mußten zu Hülfe kommen, um ein regelmäßiges Sonnet, ein klingendes Madrigal zu werden; als ein Epigramm, als ein Bild (εἶδος) und Skolion der Alten würde Alles in natürlichem Maas einfacher und reiner dastehn. — Eine Canzone oder Ode der Italiäner mit Pindar oder Horaz verglichen, hat, wie es uns Deutschen scheint, viel Declamation, viel profaische, rednerische Schönheit. Wie anders? Auf diese schöne

schöne gereimte Declamation war die Canzone angeleget. Die Stanzas, (ottave rime) sind hallende Kammern; \*) jede Abtheilung in ihnen, zuletzt der Schluß jeder Stanze, (il clave) hält uns melodisch an, damit er uns weiter fortführe. Vortreflich. Aber der Hexameter der Alten ist ein langer unermesslicher Gang, wo nichts uns aufhält; wir wandern ungestört fort, und haben den Blick immer am Ziele. So könnte man mehr vergleichen; wozu aber die Vergleichung, wenn sie den Genuß störet? Die Poesie der Italiäner ist, was sie ihrem Ursprunge nach seyn wollte, Unterhaltung, accentuirte Conversation; das ist ihr Standpunkt. Ein Sonnet, ein

---

\*) Anspielung auf das Wort Stanza, das ein Zimmer, eine Kammer bedeutet.

Madrigal wird adressirt; eine Canzone wird abgesandt und bekommt am Schluß eigne Verse als ein Creditiv mit, ein Siegel der Sendung, (il commiato della Canzone.) Ariost schrieb seinen unsterblichen Orlando, daß er in Gesellschaften gelesen werden, daß er als ein Fabelbuch angenehm unterhalten sollte. Dazu schrieben Bernardo Tasso, Fortinguerra, Tassoni, Marino, und jene unzählbare Schaar Italiänischer lustiger Dichter. Wenn Torquato nebst wenigen andern sich höher erhob, so erhebt ihn der Inhalt seines Gedichtes; im Ganzen aber verfolgt er den Zweck aller seiner Brüder.

Ob diesen Zweck jede dieser Poësieen erreicht habe? darüber kann kein Ausländer entscheiden; indessen scheint's. In Italien sind die Sonnette eigentlich nichts als feinere Anreden in einem gegebenen

Ton der Gesellschaft; beinahe jeder gebildete Mensch macht ein Sonnet, ohne daß er deßhalb ein Dichter zu seyn sich einbildet. Die Werke ihrer großen Dichter sind jedem Gebildeten bekannt; ihre Sprache ist ins Ohr der Nation übergegangen und man hört Stellen aus Dichtern oft von Personen, von denen man sie am wenigsten erwartet. Der gemeine Mann, das Kind sogar gebraucht Ausdrücke, die man diesseit der Alpen in viel andern Kreisen weder sucht, noch höret.

Die ganze Dichtkunst Italiens hat etwas sich Unneigendes, Freundliches und Holdes, dem die vielen weiblichen Reime angenehm zu Hülfe kommen, und es der Seele sanft einschmeicheln. Dagegen freilich steht die Poesie der Alten für sich selbst da, in schweigender Würde, in natürlicher Schönheit. Sie spricht und

läßt sich sprechen; die Italiänische Poesie  
 buhlet zwar nicht, aber sie declamirt an-  
 genehm vor; sie conversiret.

Ungerecht wäre es also, wenn man selbst  
 bei der eigentlichen Empfindungspoesie die-  
 ser Sprache, z. B. den Schäfergedich-  
 ten, einen Maasstab gebrauchen wollte,  
 der ihr nicht geziemet. Wie viel Unzeiti-  
 ges z. B. ist über den *Aminta* des Tasso,  
 über den *Pastor fido* des Guarini und  
 über ähnliche Gedichte gesagt worden! —  
 Unsre Schäfer freilich, unsre Liebhaber rai-  
 sonniren so nicht von Liebe, oder mit der  
 Liebe; nimmt man indessen das Local der  
 Italiäner, die Zeit, in welcher diese Dich-  
 ter lebten, die einmal getroffene Arabisch-  
 Provenzalische Convention, über die Lie-  
 be in Reimen zu conversiren, auch  
 viele kleine Umstände der damaligen Lebens-  
 weise zusammen: so werden uns diese mu-

sikalische Liebes = Conversationen nicht nur erklärlich, sondern beinahe natürlich erscheinen. Das ganze lyrische Drama der Italiäner beruhet auf dieser Conversation; Nationen, denen sie fremde ist, wird die ernsthafteste sowohl als die komische Oper der Italiäner, dem eigentlichen Motiv nach, immer fremde bleiben.

So kommen wir dann auf das poëtische Meisterwerk dieser Nation, die Oper, das lyrische Drama. Wohl nirgend anders als in Italien konnte es entsprossen und zugleich zu der Blüthe gelangen, zu welcher es zuletzt in Metastasio gelangt ist. Er, ein Schüler des philosophischen Kenners der Alten, des Gravina, Er, dem das Glück ward, hinter den Verdiensten des Apostolo Zeno und so viel anderer großen Männer in Italien und Frankreich dies Drama in einer Sprache

zu bearbeiten, die zum Gesange geschaffen ist, brauchte seines Glücks und erhob aus ihr alles Singbare, (cantabile) in jeder Art des Affekts, in jedem Perioden des Recitativs, der Arien und Chöre, zur Blume des Gesanges und Vortrags. Zeige man ein singbares Wort, das er nicht und zwar auf der besten Stelle gebraucht, eine unsingbare Wendung, die er nicht gemildert oder vermieden hätte! Auch aus der menschlichen Seele, aus Fabel und Geschichte zog er jeden singbaren Gegenstand, jede melodische Gesinnung und Empfindung auf die zierlichste Weise hervor und wußte sie zu einem musikalischen Sentiment im zartesten und vollsten Ausdruck zu bilden. Jede Arie des Metastasio ist gleichsam ein poëtisch-musikalischer Canon worden.

Um hieher zu gelangen, welchen langen Weg hatte das Melodrama zurückgelegt, seit es in rauhen Provenzalischen Canzonnen nach Italien gekommen und von umherziehenden Minstrel's mit einer Art theatralischen Vorstellung verbunden hie und da gespielt war! Durch Maitänze, (Maggiolate) Carneval'schen, Chöre mit Zwischenspielen u. f. hatte es einen beschwerlichen Weg nehmen müssen, bis es unter der Beihülfe vieler fremden Künstler, Franzosen, Spanier, Niederländer, Deutscher, nur zu einiger Regelmäßigkeit gelangte. Italienische Fürsten, die Pracht und Vergnügen liebten, hatten ihm dazu Raum und Kosten verschafft; der Geschmack der Nation in beiden Geschlechtern hatte es mit Freude empfangen; Florenz insonderheit hatte ihm zuerst seine glänzende Gestalt gegeben. Unwissend hatten, von

Dante und Petrarca an, alle Dichter dazu gearbeitet; Tasso und Guarini mit ihren Schäferpoesien hatten dazu näher den Ton gegeben; hundert Componisten geistlicher und weltlicher Melodien die Pforten geöffnet; Metastasio kam, und setzte der ganzen Gattung den Kranz auf.

Indessen auch bei Metastasio denke man nicht an die Griechen; vielmehr hat vielleicht Er aus weiteste von ihnen verführt, und steht wie auf einem andern Hemisphär da. Bei Jenen sprach die Poesie; die Musik begleitete ihre Worte in jeder Wendung des Ganges der Rede, zwanglos. Hier mahlet die Musik, und die Worte dienen. Gesezt daß es ihr auch gefiele, sie zehnmal dienen zu lassen, sie umher zu kreisen und wie im Spott zu wiederholen; sie tanzt ihren Tanz, und unter ihrer Herrschaft dorste der Dichter

nichts als das ihr Wohlgefällige wählen. Keiner Leidenschaft durfte er tiefer nachgehn, als es die Musik ertrug und mußte sich daher überall an das Weichste, das Zarreste, die Liebe halten. Mit Verletzung jedes Costume der Zeiten und Orte sind Metastasio's Helden Schäfer, seine Prinzessinnen Schäferinnen; erhabne Fresco-Gestalten der Geschichte werden durch ihn Miniaturgemälde des lyrischen Theaters: denn auf diese und auf keine andre Darstellung hat Er gerechnet. Wenn also Metastasio in jedem seiner Stücke einen zierlichen Porcellanthurm mit klingenden Silberglöckchen erbauen wollte: so sollte und konnte dieser kein griechisches Odeum werden.

Indessen hat auch diese Poesie ihre Zwecke erreicht. Sie ward was sie seyn wollte, ein Vergnügen feinerer Seelen, die

auf die angenehmste Weise in süßen Tönen sich schöne Gesinnungen einflößen lassen und sich singend belehren. Wer sich durch eine übermäßige Liebe dieses Dichters und dieser Kunst den Geschmack verwöhnt, und ihn zum Unmännlichen erweicht, der hat daran selbst die Schuld; gewiß aber wird durch Metastasio's Gesänge Niemandes Herz verderbt, vielmehr kann seine moralische Empfindung, wenn er sie aufwecken lassen will, erweckt und zart geläutert werden. Kurz in allen Italiänischen Dichtern ist Conversation und Gesang herrschend; sie conversiren singend, sie singen dichtend.

\*

\*

\*

Der Zweig der Provenzalischen Dichtkunst, der sich in Frankreich verbreitete, trug andere Früchte. Die Französische Spra-

che, die lange nicht so sangbar war, als die Italiänische, hatte desto mehrere Lust zu erzählen, und zu repräsentiren. Sie nahm also von ihren Provenzalen Einerseits vorzüglich die Contes und fahliaux auf, die bald zu großen Romanen ausgebildet wurden. Andererseits gefielen der Nation die Gebehrdenspiele der Musars, Comirs, Plaisantins so sehr, daß sie mit der Zeit auch Spiele der Nation wurden, aus welchen zuletzt das Französische Theater hervor ging. Wir wollen von beiden Charakterzügen dieser Nation, vom Erzählen und Repräsentiren, den großen Erweis der Zeiten bemerken.

Muntre Erzähler sind die Franzosen von jeher gewesen; das ganze Gebilde ihrer Sprache trägt davon den Charakter. Schon unter Philipp August reimte man Märchen; unter Philipp dem Kühnen fan-

den die Fabelerzähler allenthalben Zutritt; zahlreiche Romane von Artus und seinen Rittern, von Karl dem großen und seinen Pairs, vom Amadis und so vielen andern Helden der Tapferkeit und Liebe wurden in Frankreich zwar nicht erfunden, aber ausgebildet, als die Normänner diesen Zweig der Dichtkunst blühend machten. Sie verbreiteten sich nach England, Spanien, Italien, zuletzt nach Deutschland.

In der Periode des neueren französischen Geschmacks, wer waren ihre ersten Meister? Bilbon und Rabelais, Marot und Seines Gleichen, die durch muntre Einfälle und Erzählungen bleibenden Eindruck machten; die ernsthaften Dichter gingen in die Vergessenheit über. Frankreichs Philosoph war Montagne, der so Vieles von sich selbst und von andern zu erzählen wußte.

Im goldnen Zeitalter Ludwigs endlich war ein Erzähler, la Fontaine, wohl das eigenthümlichste Genie, dessen Grazie nicht veralten wird, so lange die französische Sprache dauret. Eine zahlreiche Menge von Erzählern in jeder Gattung des Styls, profaisch, poetisch, burlesk, komisch, war vorhergegangen und folgte. Bei Voltaire ist lustige Erzählung vielleicht sein glücklichstes Talent; die Propheetinn von Orleans und Guillaum Badé gelangen ihm besser als die Henriade. Dies Talent, das in Marmontel, Diderot, Cazotte und so vielen andern immer neue Früchte gebracht hat, solche wahrscheinlich auch bringen wird, so lange ein Franzose oder eine Französin die Lippen bewegt, hat ihrer Sprache in Allem, selbst in den ernsthaftesten Wissenschaften, jene Klarheit und Nettigkeit, jene muntre Prä-

cision gegeben, die beinah ganz Europa zur Nachahmung erweckt hat. Discours heißt der Genius ihrer Schreibart. Alles ist ihnen klar; was sie wissen und nicht wissen, können und dürfen sie erzählen. Repräsentation ist der zweite Zug ihres entschiedenen Charakters. Das Volk repräsentirt gern und liebt von jeher Repräsentationen. Schon unter den ersten barbarischen Königen spielten die Histrionen an allen Staatsfesten ihre Rollen, denen die Jongleurs und Jongleures, die Joneurs de Farces, Bateleurs u. f. folgten. In mehreren und wiederholten Reglementen mußte diesen bei Gefängniß und Leibesstrafe verboten werden, nur nicht an Sonn- und Festtagen, während des Gottesdienstes, in geistlichen Kleidern, an öffentlichen Orten, ärgerliche Farcen zu spielen. Zur Zeit der Kreuzzüge und der

Wallfahrten nach dem heiligen Lande, kamen die Pilgrime wieder, um in ihrem Vaterlande zu repräsentiren. In abentheuerlicher Kleidung erzählten und agirteten sie ihre Geschichten von weither, Wunderdinge, Abentheuer, Visionen; man repräsentirte die Geschichte des alten und neuen Testaments, unter andern la Passion de N. S. Jesus Christ en Vers burlesques. Brüder der Passion (les Confrères de la Passion) entstanden; sie zogen die Privilegien des Narrenprinzen (prince des fots) und des Narrenfestes (de la fête des foux) an sich; man räumte ihnen Hotels ein; so ward das erste französische Theater, das bald darauf devans leurs Majestès dans la salle du Château Moralitäten spielte. Der Geschmack dieser Moralitäten, in denen sich das Heilige und Profane sonderbar mischte,

ist bekannt; sie hießen *Jeux des pois pilés*, Spiele zerstoßener Erbsen, und blieben es so lange, bis aus ihnen die französische Comödie hervorging, in welcher denn, so wie auf dem französischen Theater überhaupt, Repräsentation von jeher der Hauptgesichtspunkt gewesen und geblieben ist, nach welchem sich Alles ordnet. Es ist zu erweisen, daß Alles Gute und Mangelhafte des französischen Theaters offenbar aus Repräsentation, aus französischer Repräsentation erwachsen sei, als einem der Nation unabschließlichen Charakter. Jene Lebhaftigkeit und Natur des Spiels mit Anstand und Geselligkeit begleitet, jene Klarheit nicht nur in der Exposition sondern auch in der ganzen Oekonomie des Stücks, insonderheit in der Folge und Bindung seiner Scenen; in der Oper das Feierliche der Chöre, die Pracht

Pracht der Decoration u. f. kurz, was Repräsentation fodert und geben kann, ward dort gegeben und ausgebildet. Dagegen was Repräsentation nicht leistet, was manchmal z. B. im Trauerspiele sie sogar nicht wünschet und gern verbirgt, die tiefere Wahrheit und Natur der Leidenschaften dem französischen Theater, verglichen mit dem Griechischen und Englischen, oft fremd blieb. Sowohl der Heroismus als die Liebe erscheinen in der französischen Theaterkunst, (von vortreflichen Ausnahmen ist hier nicht die Rede) nach dem Gesetz einer National = Convention repräsentiret; diese Convention herrscht in Allem, im Ton der Stimme, in der Kleidung und Gebährde, in jedem Schritt und Tritt des Acteurs und der Actrice. Wenn Der oder Jene aus diesem Gleise des Anstandes glücklich herauszutreten wußt

ten; so ward ihre Ausnahme bald selbst zur conventionellen Regel. Fast auf alle Werke des Geistes, selbst der Wissenschaft, erstreckt sich diese Französische Repräsentationsgabe; auf ihre gerichtlichen und Kanzelreden, auf ihre Akademien und Elozien, selbst auf ihre Staatsverhandlungen und Staatsgrundsätze; in ihnen erscheint die Gerechtigkeit, die Andacht, die Gelehrsamkeit, das Lob, die Politik, die Wissenschaft repräsentirend. Es wird der Nation schwer für sich allein zu seyn; sie ist gern im Auge andrer, am liebsten im Auge des Unversum sprechend, schreibend, agirend.

Die größte Repräsentantin ist die Französische Sprache. Mit dem Schein Alles aufs genaueste, aufs feinste zu sagen, umschreibt sie in geltenden Ausdrücken, die jeder zu verstehen glaubt; und giebt, was

sie in so großer Menge hat, ins Ohr fallende Worte, gemein gewordne Abstractionen. Unendlich reich an Ausdrücken der Höflichkeit, der guten Lebensart, der Kunstphilosophie u. s. hütet sie sich wohl, mit diesen Ausdrücken etwas mehr zu meinen, als zum conventionellen Alltagsverständnis derselben gehört. Wehe dem, der sich auf ein Französisches Modewort, auf eine Formel und Wendung des Französischen Styls verließ; die Mode ändert sich und das Wort bedeutet ganz etwas Andres. —

\* \* \*

Sollen den Franzosen jetzt die Spanier nachtreten, wie auch sie etwa von den Provenzalen gelernt haben? Nein. Die Cultur der Spanier ist von den Provenzalen nicht erborgt, sondern an ihrer

Seite stolz und eigenthümlich erwachsen. Jahrhunderte lang hatten die Araber ihr schönes Land besessen, und in alle Provinzen desselben ihre Sprache und Sitten verbreitet. Jahrhunderte gingen hin, ehe es ihnen entrissen ward, und in diesem langen Kampf zwischen Römern und Römern hatten sie wohl Zeit, den Charakter zu erproben, der sich auch in Werken des Geschmacks als ihr Genius zeigt; es ist die Idee eines christlichen Ritterthums, den Heiden und Ungläubigen entgegen. Als alte, vom H. Jakobus bekehrte Christen waren sie in die Gebürge geflohen; als solche hielten sie sich in ihnen fest und eroberten ihr Land wieder. Als solche waren sie zu stolz, sich mit Maurischem Blute zu vermischen und entvölkerten dadurch ihr Land; als solche waren sie in fremden Welttheilen stolz und grausam. Ihr Vor-

treffliches und ihre Fehler kommen aus Einer Quelle; aus welcher mit beiden, mit Fehlern und Tugenden, auch ihre Poesie und Sprache floß. Diese stehet zwischen der Italiänischen und altrömischen in der Mitte; an Majestät und Würde der Mutter ähnlicher als eine ihrer Schwestern; voll Wohlklanges für die Musik, und in dieser fast eine heilige Kirchensprache. Nicht lief sie, wie die Provençalinn, auswärts umher; sie war stolz und blieb zu Hause, brachte aber in ihrer schönen Wüste unter manchem Sonderbaren und Abentheuerlichen edle Früchte. Vielleicht giebt es keine scharfsinnigern Sprüche und Sprüchwörter als in der Spanischen Sprache; von Alphons dem Weisen an hat sie in allen Productionen diesen Charakter behauptet. Ihre Erzählungen, Theaterstücke und Romane sind voll Verwicke-

lungen, voll Tiefsinnes und bei vielem  
Befremdenden voll feiner und großer Ge-  
danken. Ihre Sylbenmaasse sind sehr  
wohlklingend und die Leidenschaft der Lie-  
be steigt in ihnen oft bis zum schönen  
Wahnsinn. Sie sind veredelte Araber;  
auch ihre Thorheit hat etwas Undächtiges  
und Erhabnes.

88.

Wie mir immer eine Furcht ankommt, wenn ich eine ganze Nation oder Zeitfolge durch einige Worte charakterisiren höre: denn welch eine ungeheure Menge von Verschiedenheiten fasset das Wort Nation, oder die mittleren Jahrhunderte, oder die alte und neue Zeit in sich! eben so verlegen werde ich, wenn ich von der Poesie einer Nation oder eines Zeitalters in allgemeinen Ausdrücken reden höre. Die Poesie der Italiäner, der Spanier, der Franzosen, wie viel, wie mancherlei begreift sie in sich! und

wie wenig denkt, ja wie wenig kennet  
der sie oft, der sie am wortreichsten cha-  
rakterisiret!

Wenn ich meinen Dante und Ve-  
trarca, Ariosto und Cervantes las,  
und Jeden dieser Dichter, wie meinen  
Freund und Lehrer von Innen aus kennen  
lernen wollte: so war es mir angenehm,  
ihn als einen Einzigem zu betrachten.  
Zu diesem Zweck suchte ich Alles auf, was  
in ihm liegt, was rings um ihn zu seiner  
Bildung oder Mißbildung beigetragen. Die  
ganze Dichtervelt vor und nach ihm ver-  
schwand vor meinen Augen; ich sahe nur  
ihn. Und doch wurde ich bald an die  
ganze Reihe der Zeiten erinnert, die vor  
ihm war, die nach ihm folgte. Er hatte  
gelernt und lehrte; er folgte andern, andre  
ihm nach. Das Band der Sprache, der  
Denkart, der Leidenschaften, des Inhalts

knüpfte ihn mit mehreren, ja zuletzt mit allen Dichtern: denn — er war ein Mensch, er dichtete für Menschen. Unvermerkt werden wir also darauf geleitet, zu untersuchen, was jeder gegen jeden Aehnlichkeit in und außer seiner Nation, was seine Nation gegen andre vor- und rückwärts sei; und so ziehet uns eine unsichtbare Kette ins Pandämonium, ins Reich der Geister.

Wenn Poesie die Blüthe des menschlichen Geistes, der menschlichen Sitten, ja ich möchte sagen das Ideal unsrer Vorstellungsart, die Sprache des Gesamtwunsches und Sehens der Menschheit ist: so, dünkt mich, ist der glücklich, dem diese Blüthe vom Gipfel des Stammes der aufgeklärtesten Nation zu brechen vergönnt ist. Es ist wohl kein geringer Vorzug unseres inneren Lebens,

außer den Morgenländern und Alten mit den edelsten Geistern Italiens, Spaniens, Frankreichs sprechen und bei jedem bemerken zu können, wie Er die Begriffe und Wünsche seines Herzens, die Ihn am meisten entflammten, auf die würdigste Art einzufleiden und für Welt und Nachwelt angenehm, ja hinreißend vorzutragen suchte. Hingerissen in eure süße und bittere Träumereien, ihr Dichter, wandeln wir mit euch in einer Zauberwelt und hören eure Stimme als ob ihr lebtet. Andre erzählen von sich und andern; ihr versetzt uns in euch selbst, in eure Welt von Gedanken und Empfindungen des Leides und der Freuden.

Und ach, wie klein ist unsre Welt! wie oft wiederholen sich Empfindungen und Gedanken! Enge ist der Kreis des menschlichen Dichtens und Trachtens; in wenige,

wenige Knoten ist alle unser Interesse geknüpft.

In dieser Rücksicht nun kann man freilich die Geschichte der Dichtkunst d. i. die Geschichte menschlicher Einbildungen und Wünsche, und wenn ich so sagen darf, des süßen Wahns der Menschheit, der aufs feurigste ausgedruckten Leidenschaften und Empfindungen unsres Geschlechts nicht allgemein und im Großen genug nehmen. Wie ganzen Nationen Eine Sprache eigen ist, so sind ihnen auch gewisse Lieblingsgänge der Phantasie, Wendungen und Objecte der Gedanken, kurz ein Genius eigen, der sich, unbeschadet jeder einzelnen Verschiedenheit, in den beliebtesten Werken ihres Geistes und Herzens ausdrückt. Sie in diesem angenehmen Irrgarten zu belauschen, den Proteus zu fess-

feln und redend zu machen, den man gewöhnlich Nationalcharakter nennt und der sich gewiß nicht weniger in Schriften als in Gebräuchen und Handlungen der Nation äußert; dies ist eine hohe und feine Philosophie. In den Werken der Dichtkunst d. i. der Einbildungskraft und der Empfindungen wird sie am sichersten geübet, weil in diesen die ganze Seele der Nation sich am freiesten zeigt.

So ist es auch mit dem Geist Eines oder mehrerer Zeitalter, so viel dieser Name unter sich begreift: denn jedes Zeitalter hat seinen Ton, seine Farbe; und es giebt ein eignes Vergnügen, diese im Gegensatz mit andern Zeiten treffend zu charakterisiren. Wir sind z. B. die sogenannten mittleren Zeiten auch in ihren Märchen, in dem guten Glauben und Uberglauben, der sie beherrschte, in der

ganzen Richtung, den die Europäische Denk-  
art damals nahm, sehr merkwürdig. Die-  
ser Wahn liegt uns näher, als die My-  
thologie der Griechen und Römer; manche  
Züge davon haben wir vielleicht in ange-  
bohrnen Neigungen und Vorstellungsarten,  
gewiß aber in Resten der Gewohnheit von  
unsern Vätern geerbet.

89.

Fünftes Fragment

---

Vom Werth der Europäischen Dichtung  
mittlerer Zeiten.

---

Wir haben jetzt Umfang genug gewonnen, die Europäische Cultur durch die Poesie der mittleren Zeiten in dem weiten Raum, den sie durchging, unpartheiisch zu schätzen, und ihren Werth oder Unwerth zu zeigen.

Ein großer Nachtheil war für sie die allenthalben mit fremden Spra-

chen vermischte, in ihr selbst verfallene Römersprache. Mit Recht hieß diese rustica, eine Bauernsprache; die Dichtkunst, die in ihr aufkam, konnte mit Noth und Mühe auch nur eine vulgare Dichtkunst werden. Alles war hier durch einander gemischt und verdorben. Nordische Völker kamen mit einer harten, slavische, in Feigheit versunkene Völker sprachen eine vernachlässigte Sprache. Unruhe und wiederkommende Verwüstung, Nacht und Aberglaube verheerten die Welt; was aus diesem Chaos über einander stürzender Völker und Sprachen hervortönte, konnte nicht oder sehr spät der Gesang jener Muse seyn, die einst in Jonien, Athen und Tibur reingestimmte, harmonische Saiten beseelt hatte. Hier schrieb man Reime. (coplas, rime.)

Einen noch herbern Feind hatte die  
 Bildnerinn der Sitten, die Poesie, an den  
 Sitten dieser Nationen selbst, im  
 mittleren Zeitalter. Kriegerischen Völ-  
 kern ertönt nur die Tuba; unterjochte,  
 Bäurische Völker sangen rohe Volksgesän-  
 ge; Kirchen und Klöster Hymnen. Wenn  
 aus dieser Mischung ungleichartiger Dinge  
 nach Jahrhunderten ein Klang hervorging;  
 so wars ein dumpfer Klang, ein vielarti-  
 ges Sausen. Schon der Charakter = Name  
 des Inhalts der Zeiten sagt dies. Er heißt  
 Abenteuer, Roman; ein Inbegriff  
 des wunderbarsten, vermischtesten Stoffs,  
 der ursprünglich nur ununterrichteten Oh-  
 ren gefallen sollte, und sich fast ohne  
 Kenntniß der Natur, Kunst und Geschichte  
 von der Vorwelt her über Meer und Län-  
 der in wilder Riesengestalt erstreckte. Von  
 den Arabern her bestimmten drei Ingre-  
 dien-

diectien den Inhalt dieser Sagen, Liebe, Tapferkeit und Andacht; schöne Namen, wäre ihre Bedeutung nur immer auch in der Anwendung der Namen werth gewesen.

Liebe. Gewiß aber wars nicht immer jene zärtlich = bewundernde Liebe, die man aus einem guten Vorurtheil, den Erzählungen und Liedern des Mittelalters gemeiniglich als Charakter zuschreibt. Viele Gefänge und Geschichten zeigen ein Andres, das sich auch zu jenen Gedankenlosen, und dabei unternehmenden Zeiten besser schickt und füget. In müßigen, reichen und üppigen Ständen, in Schlössern, an Höfen, deren es damals so viel gab, hatte man Zeit und Mittel, jene Galanterie, die gepriesene Blüthe der Ritter = Jahrhunderte, oft in einem Geschmack zu treiben, wie sie des Boccas Decamerone oder Brans

rome und so manches üppige Capitolo schildert. Man rühmte sich dessen, was man erfahren haben wollte, nicht immer auf die feinste und sittlichste Weise.

Tapferkeit. Ein edles Wort; die damaligen Zeiten aber gebrauchten es nicht immer in der edelsten Anwendung. Der Ritter, der in die Welt zog, Ungläubige oder Keger zu vertilgen und sich außer den Pflichten gegen Ebenbürtige, gegen Damen, gegen seinen Lehnsherren und die Kirche Alles erlaubt hielt, war eben nicht das reinste Ideal männlicher Tugend. Eine Poesie also, die solche Ritterzüge besang oder erzählte, mußte oft dumpf umherschwärmen und bis zum Ermüden singen und sagen, was Ritterthum und Ritterehre erfordert. Oder um diesem Einerlei zuvor zu kommen, mußte sie sich ins Ungeheure, ins Unmögliche verlieren, hier eine brutale Macht loben, dort

Abnenstolz, Räuberglück oder leeren Glanz preisen. Wider Willen mußte sie oft langweilig, oft Geistlos und unmoralisch werden, weil sie Geistlose Menschen in Zwecklosen oder unmoralischen Thaten zu schildern hatte, und auch bei großen und guten Zwecken sie mit zu viel falschem Glanz vergulden mußte.

Andacht endlich. Bloß als Feierlichkeit behandelt, ermüdet sie und läßt die Seele bald leer; als eine Verbindung mit dem Unendlichen, als Anschauung des Unermeßlichen betrachtet, erhebt sie zwar die Seele, eutzückt sie aber auch in einen Glanz, in welchem der Poesie zuletzt jede Form schwindet. Soll Andacht aber sogar Missethat versöhnen, es sei mit leeren Gebräuschen, oder mit Geschenken und Vermächtnissen, ohne daß dem Unterdrückten Ersatzung geschehe; o da wird sie dem Men-

schen Sinn, dem moralischen Gefühl widrig und auch im schönsten poëtischen Nachbilde verächtlich.

Alle diese Mängel und Laster entsprangen aus dem Verderben der Religion und Sitten damaliger Welt in obern und untern Ständen; eine fröhliche Wissenschaft, die an Höfen entstanden, von Großen genährt und nur zur Zeitkürzung gebraucht ward, konnte und wollte die Schwächen des Jahrhunderts weder abthun noch verfühnen. Sie dachte an den Inhalt einer Erzählung nur sofern als dieser Inhalt vergnügte, und es war Sitte der Zeit, sich bisweilen auch langweilig und gemein zu vergnügen. Das Ohr des Volks, vor welches zuletzt diese Divertissements auch kamen, nahm sie mit Freuden auf, weil sie bei Hofe erfunden waren, weil man sie in höheren Ständen belachte. Es war

eine Hof = Art (cortefania) sie schön zu finden — —

So gewiß ist's, daß nichts bleibend schön seyn kann, als das Wahre und Gute. Keine Kunst, kein Künstler vermag von einem falschen Schimmer der Macht und Hoheit, vom geschminkten Reiz der Wohl = lust und Leppigkeit, oder von der Schwär = merei ein Ideal zu borgen, das bestehe und fortdaure. Was unrein dem mensch = lichen Gemüth ist, muß ihm früher oder später auch in der Poesie unrein erschei = nen: denn nur fürs menschliche Gemüth wird gedichtet.

Jene Romane voll Langweiligkeiten des Ritterthums, voll falschen Glanzes der Hofsitzen oder gar jene Gemählde des Gar = tengottes und der Göttinn Crapula, was sind sie unter dem Fuß der Zeit worden? Schlamm und Moder. Es ist Gesetz der

Natur, daß auch in der Poesie und Kunst nur das Wahre und Gute bleibe.

Der Keim, der davon auch in der Dichtkunst der mittleren Zeiten lag, ist nicht verweset. Fruchtreich hat ihn die Zeit ausgebildet: denn in den drei grossen Namen Liebe, Ehre und Andacht liegt Alles, was die Menschheit wecken, die Poesie beleben kann. Sie sind mehr als Patriotismus; ein weites und tiefes Meer der Seeligkeit, aus dem die Schönheit entsprang und in welchem sie sich spiegelt.

1. Andacht. Freilich ist nicht jedem Geist in seiner sterblichen Hülle gegeben, sich Formlos ins Flammenmeer der Gottheit zu versenken; aber auch nur im Abglanz diese Sonne, das höchste Ideal menschlicher Gedanken zu betrachten, erquickt und erheitert. Die Poesie der mittleren Zeiten hatte sich hiezu das Bild des ewigen

Vaters, des Sohnes Gottes und seiner Mutter, der heiligen Jungfrau ausgemahlt und in das letzte insonderheit ein hohes Ideal weiblicher Tugend, alle Grazie ihres Geschlechts geleset. Jungfräuliche Keuschheit, Huld und Anmuth, eine sich selbst unbewusste Hoheit und Würde, mütterliche Liebe, schweigende Geduld, Großmuth, Hoffnung, endlich ein stiller Dank- und Freudegeuß jenes überschwenglichen Lohns, dessen sich die Wohlthätige jetzt in Ewigkeit werth macht — alles dies ward nach und nach von der dichtenden Andacht in sie gesenkt, in ihr besungen und gepriesen.

Der Werth der Heiligen, die Märtyrer waren, scheint von geringerer Art; die Tapferkeit der Seele aber, die um des Bekänntnisses der Wahrheit willen Leiden erträgt und Martern erduldet; jene

stille Großmuth, die verkannt einhergeht, die Reichthum, Wohlust, und niedrigen Ruhm verschmäht, unbillige Verachtung, Schmach und Hohn für nichts achtet und dennoch wohlzuthun fortfährt; die Heiterkeit der Seele endlich, die durch Einfalt, Unschuld, Zuversicht und Erfahrung bewährt, in der Wolke des Todes den offenen Himmel sieht, und das Lied der Vorangegangenen höret; eine Andacht dieser Art ist mehr als eine Heldenzwürde von außen. Und es fangen sie so viele Hymnen, so prächtige Canzonen.

2. Tapferkeit. Auch der Werth eines Mannes, der nach reinen Begriffen des Ritterthums um Ehre streitet, ist nicht von geringer Art. Schwache zu beschützen, die Unschuld zu vertheidigen, auch im heftigsten Streit sich nichts Unwürdiges zu erlauben, im Feinde noch den Mann

zu erkennen, im Ueberwundenen den Tapfern zu ehren, endlich, die wehrlose, die kranke Menschheit mit ritterlicher Hand zu pflegen, zu warten; dies alles waren Pflichten des Ritterthums, die freilich mit großen Ausnahmen, allesammt auch nur unter dem Mantel der Religion, und noch nicht als reine Obliegenheiten des Menschen gesungen und eingeschärft wurden. Sie öfneten indeß einer allgemeineren, reineren und höheren Tugend die Schranken, als selbst in einem weit engeren Bezirk von der alten Heldensage der Griechen und Römer gepriesen werden konnte. Wenn Andacht, Liebe und Tapferkeit reiner Art sich ritterlich in einander verweben, erniedern sie den männlichen Charakter nicht.

3. Liebe. Hier findet wohl kein Zweifel statt, daß die Hochachtung und

zarte Behandlung des weiblichen Geschlechts, welche Araber und Normänner in Romane und Poesie brachten, die sich auch mit dem Dienst der heiligen Jungfrau und dem Christenthum überhaupt wohl vertrug, eine Blume sei, die Griechen und Römer eben nicht vorzüglich cultivirten. Größtentheils besangen diese im Weibe nur das Weib oder gar eine Buhlerin, eine Hetära. Da das nördliche Klima Lustbarkeiten, wie sie Horaz oder Petron schildern, keinen Raum gab, auch in diesen Gegenden die später entwickelte und desto länger daurende Jugend des Weibes eine sittlichere, reifere Liebe fodert: so wandte sich jetzt allmählich die Poesie auf Etwas, darauf jene Zeiten nicht ausgehen konnten, auf Cultur des Umganges beider Geschlechter mit einander, von welchem unsre nordische

Wohlherzogenheit größtentheils abhängt.  
 Das Weib war von der Religion geehrt;  
 warum sollten sie nicht auch Menschen eh-  
 ren? Sie gaben den Männern Rath, dem  
 Leben Anmuth; sie bewegten das Herz des  
 roheren Mannes und waren gleichsam  
 Mittlerinnen im Himmel und auf Erden.  
 Nach christlichen Begriffen schlang die Liebe  
 nicht nur in dieser Sichtbarkeit einen un-  
 auflösblichen Knoten, sondern auch das Band  
 der Freundschaft in einer ewigen Welt.  
 Durchs Christenthum sahe man dort lich-  
 tere Gegenden vor sich, als den traurigen  
 Orkus; in ihnen besang Dante seine  
 Beatrice, Petrarca eine himmlische  
 Laura. U. f.

---

90.

Das unvollendete Fragment vom Werthe der Poesie mittlerer Zeiten möchte ich, gleichfalls für und wider, mit Vortheil und Nachtheil also ergänzen.

Erstens. Fügt man dem Vorigen hinzu, daß die Poesie der mittleren Zeiten nach und nach mit mehreren Wissenschaften bekannt ward, als jene Poesie der Jugend = Welt je kennen lernen konnte: so war ihr hiemit, eben wie bei Andacht, Liebe und Ehre, ein großer aber auch ein sehr gefährlicher Knäuel in die Hand gegeben. Sie konnte daraus Vieles ent-

wickeln, aus jeder Wissenschaft sich zu eignen machen, was für sie diene; jede Erfindung, jedes neu entdeckte Land stand ihr zu Gebote. Sie konnte aber auch auf diesem Wege zu gelehrt, spißfündig und scholastisch werden; und wäre sie es nicht hie und da reichlich geworden?

Der größere Boden von Wissenschaft indes, den der menschliche Geist gewann, war ein beträchtliches Erwerbniß. Die neuere Poesie hat davon Nutzen gezogen und wird davon Vortheile ziehen, so lange Wissenschaften wachsen, Erfindungen sich mehren, so lange der menschliche Geist fortschreitet. Nicht vergebens hat der Vater der neueren Dichtkunst, Dante, mit einem Werk begonnen, das eine Art von Encyclopädie des menschlichen Wissens über Himmel und Erde enthält; er hat seinem von jeder Vorzeit unterrich-

teten Kinde hiemit den Weg eines immer fortschreitenden Verdienstes gewiesen.

Zweitens. Und da in der mittleren Zeit viele Nationen, die gesammten Völker des römisch-christlichen Europa auf Einem Kampfplatz des Ruhms standen, und durch mehrere Verbindungen in Einer Schule der Unterweisung lernten: so bekam, ungeachtet aller Nationalunterschiede von Sitten und Sprachen, die Europäische Poesie und Lehre hiemit eine gemeinschaftliche Richtung. Mit so vielem Unreinen sie hie und da vermischt war, so trug sie allenthalben dazu bei, das Schwert der Barbaren, das noch nicht gestumpft war, einzuhalten, zu weihen, zu veredeln. Rittern und edlen Herren ward ein Kranz des Ruhms und der Verdienste vorgehalten, ohne welchen sie,

wie die Geschichte mehrerer Länder zeigt, harte Herren, Trunkenbolde, räuberische stolze Barbaren blieben. Selbst die Griechen des östlichen Kaiserthums, die an den Rittergesetzen der Westwelt keinen Antheil nahmen, erlaubten sich Niederträchtigkeiten gegen Feinde und Ueberwundene, die in Spanien, Italien und Frankreich kein Ritter sich jemals erlaubt haben würde. Als üppige Treulose gingen sie unter. —

Alles also was Menschen, Stände und Völker miteinander verband, was die Geschlechter einander freundlich, Gemüther einander geneigt machte, was zu einem gemeinschaftlich = anerkannten Zweck und gleichsam zu der Lehrform beitrug, nach welcher man von Jugend auf, wenn gleich auf rohe Weise, der Tapferkeit, Liebe und Andacht huldigen lernte, offenbar bahnte dies der Menschenliebe oder

zuförderst jener christlichen Herzensgüte den Weg, die als carità die Grazie der Grazien ist, und jede Huldigung verdienet. Die Poesie des Mittelalters wirkte zu diesem Zweck unverkennbar.

Aus den Händen der Araber hatten die Europäer Andacht, Liebe und Tapferkeit, als einen Kranz der Ritterwürde empfangen; sie verschönten ihn nach christlicher Weise.

Und da gerade diese Poesie es war, die auch das Volk nicht verachtete, die sich auf öffentlichen Plätzen und Märkten hören ließ und durch Geist, Witz und Spott eigene Gedanken und ein freies Urtheil auch über Zeithandel, über die Sitten geistlicher und weltlicher Stände, über das Verhältniß derselben gegen einander weckte: so ward, wie die Geschichte zeigt, Poesie der erste Reformator. Immerhin wird dies

dieß auch die fröhliche Wissenschaft, (gaya ciencia, gay sabèr) seyn und bleiben.\*)

---

\*) Ich weiß es sehr wohl, daß zum innern Verständniß dieser Fragmente und Briefe eine Kenntniß nicht nur der Geschichte, sondern auch der Dichtungen aller mittleren Jahrhunderte gehört, und ich stand lange bei mir an, ob ich nicht hie und da, so wie von christlichen Hymnen, so auch von Arabern, Provenzalen, Italiänern, Franzosen und Spaniern Proben einrücken sollte. Das Buch hätte sich vergrößert; ich fürchte aber nicht der innere Verstand dessen, was hier vorge- tragen ist: denn die Producte des Geistes, worauf sich das Vorgetragene beziehet, müssen im Zusammenhange erwogen, und nach so vielen National- und Zeitumständen unterschieden werden, daß der Commentar hier über ein neues, siebenfach größeres Buch geworden wäre. Entweder muß der Leser also den Verfassern dieser Fragmente und Briefe glauben, oder er muß die Früchte genannter Zeiten selbst kosten, zu denen ihm J. A. Fas-  
 Siebente Samml. L

bricius in seiner biblioth. latina und medii aevi, Hamburger im 3. und 4. Theil seiner zuverlässigen Nachrichten von den vornehmsten Schriftstellern, und die Geschichte jeder National: Dichtkunst dieser Völker das Verzeichniß liefert. Beides, sowohl Briefe als Fragmente, sind Resultate von so mancherlei Untersuchungen und Zusammenstellungen, daß nur der ein Urtheil darüber haben kann, der denselben weiten Weg gegangen, den die Verfasser dieser Aufsätze genommen zu haben scheinen.

A. d. H.





